

Mäglich 85 Pf., monatlich 3,00 M.
Im voraus zahlbar, Postbezug 4,32 M.
einschließlich 50 Pf. Postzeitungs- und
72 Pf. Postbestellgebühren. Auslands-
abonnement 6,— M. pro Monat; für
Länder mit ermäßigtem Druckschen-
porto 5,— M.

Der „Vorwärts“ erscheint wochent-
lich zweimal, Sonntags und Montags
einmal, die Abendausgabe für Berlin
und im Handel mit dem Titel „Der
Morgen“. Illustrierte Beilage „Volk
und Welt“. Ferner: „Frauenstimme“,
„Technik“, „Bild in die Arbeiterwelt“,
„Jugend-Vorwärts“ u. „Stadtblatte“

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Der einseitige Kongressbeschluss
des Reichspräsidenten, die Reichs-
minister „Klein-Angelegenheiten“ das zeit-
weilige Wort 15 Pfennig (zuletzt zwei
seitgedruckte Worte), jedes weitere Wort
12 Pfennig, Stellenangebote das erste
Wort 15 Pfennig, jedes weitere Wort
10 Pfennig, Worte über 15 Buchstaben
zahlen für zwei Worte. Arbeitsmarkt
Seite 66 Pfennig, Familienanzeigen Seite
40 Pfennig, Anzeigenannahme im Haupt-
gebäude Lindenstraße 3, wochenttäglich
von 9½ bis 17 Uhr.

Redaktion und Verlag: Berlin SW 68, Lindenstr. 3
Fernsprecher: Dönhofs 202-297. Telegramm-Adr.: Sozialdemokrat Berlin.

Vorwärts-Verlag G. m. b. H.

Postfachkonto: Berlin 37 536. — Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und
Beamten, Lindenstr. 3, Dt. S. u. Disk.-Ges., Depositenk., Jerusalemstr. 63/65.

Das Maß ist voll!

Die Toten flagen an.

Zwei junge Menschen, Sozialdemokraten, Reichsbannerkameraden, liegen blutend auf der Bahre. Trauer über den jähen Verlust. Mitgefühl mit den unglücklichen Eltern, Abscheu vor dem nichtsmwürdigen Mordgesellen sind Gefühle, die weiteste Kreise der Bevölkerung erfüllen. Man sollte meinen, daß diese Gefühle von jedem Menschen, der den Namen Mensch verdient, geteilt oder wenigstens, wenn nicht geteilt, so doch respektiert werden müßten.

In der Redaktion des „Angriff“, der vom Reichstagsabgeordneten Dr. Josef Goebbels herausgegebenen nationalsozialistischen Berliner Tageszeitung, denkt man über diese Dinge anders. Daß der „Angriff“ behauptet, der Täter sei erstens kein Nationalsozialist gewesen und habe zweitens in Notwehr geschossen, ist noch nicht das Schlimmste. Da die Komplizität des „Angriff“ mit den nationalsozialistischen Revolverhelden feststeht, ist es begreiflich, daß dies Blatt in der Selbstverteidigung auch zu den dümmsten Notlügen greift, ja, daß es selbst vor plumpen Verleumdungen nicht zurücksteht. So läßt es das Reichsbanner als Angreifer, seine eigenen Leute als die Angegriffenen erscheinen, versucht es, die verhängnisvollen Schüsse als Akte der Notwehr hinzustellen. Aber daß es dann obendrein noch versichert, der angeblich zu Boden geschlagene, in Notwehr befindliche Mann sei überhaupt gar kein Nationalsozialist gewesen — ist ein Zeichen ebenso von schlechtem Gewissen wie von mangelnder Intelligenz.

Da festgestellt ist, daß die Schießerei im Lokal des Genossen Paul Schneider stattgefunden hat und daß es ein Eindringling war, der geschossen hat, ist über die dumme Notlüge des „Angriff“ kein Wort weiter zu verlieren.

Aber, wie gesagt, daß der „Angriff“ seine Schutzbefehlener herauszulügen versucht, ist noch lange nicht das Schlimmste. Eine Ungehörlichkeit aber ist es, wenn die Redakteure dieser Zeitung es wagen dürfen, die Ermordeten noch zu beschimpfen!

Der Aufsatz des „Angriff“, in dem über die Bluttat berichtet oder vielmehr das Blaue vom Himmel heruntergelogen wird, trägt Ueberschriften wie diese:

Reichsjammer übersfällt Nationalsozialisten.

Rotes Mordgesindel wütet in der Silvesternacht.

Der Inhalt des Artikels entspricht ganz der Ankündigung. Er enthält nicht eine Zeile, in der nicht von „Reichsjammerlingen“, „Reichsbannerströlingen“, „Roten Mordgesellen“, „Reichsjammerherden“ und wieder von „Strölingen“ die Rede ist.

Schon das einfachste menschliche Gefühl hätte verhindern müssen, daß bei einem derartigen Ausgang eines Streites, bei dem es Tote doch nur auf der einen Seite gegeben hat, gegen die Toten und ihre Kameraden solche Ausdrücke gebraucht werden. Aber es wäre offenbar naiv, wenn man von Dr. Josef Goebbels und seinen Spießgesellen etwas wie menschliches Gefühl erwarten wollte. Diese verwöhnten Lieblinge der Hugenberg-Presse und Bundesbrüder der „Deutschen Volkspartei“ haben es ja auch nicht nötig, sich wie Menschen zu betragen!

Der Formaljurist vermag vielleicht in den gebrauchten Ausdrücken nur Beleidigungen zu erkennen. Der politisch Urteilende kann keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß es sich um eine Begünstigung vollbrachter Mordtaten und um eine Anreizung zu neuen Gewalttaten handelt. Der „Angriff“ heßt nicht nur durch Lügen und gehäufte Schimpfworte seine Anhänger zu neuen Attacken auf Sozialdemokraten und Reichsbannerleute; er muß auch wissen, daß sein schamlos herausforderndes Treiben an die Selbstbeherrschung der Gegenseite die allerstärksten Anforderungen stellt. Seine Provokation ist gewollt! Ist sie klug? Schon mancher Provokateur hat sich verrechnet!

Niemand soll sich über den Ernst der Stunde täuschen. Es muß ein solcher Versuch gemacht werden, unter Ausnutzung der bisher gegebenen Mittel den inneren Frieden wiederherzustellen. Hier erwachen dem von einer Rechtsmehrheit gewählten Reichspräsidenten, der Reichsregierung und den Landesregierungen dringende, nicht

mehr aufschiebende Aufgaben. Scheitert dieser Versuch, so müssen die staatlichen Mittel im Kampfe gegen das politische Rowdytum verstärkt werden. Es darf aber auf keinen Fall weiter zugehört werden, wie zum Bürgerkrieg gehegt wird

Heraus zum Protest!

Wiederum sind zwei der Unsrigen dem nationalsozialistischen Mordgesindel zum Opfer gefallen

Der Reichsbannerkamerad **Willi Schneider**
und Parteigenosse
und der
Parteigenosse **Herbert Graf**

wurden in der Silvesternacht nach vorhergegangenen nationalsozialistischen Provokationen erschossen

REPUBLIK werde hart! Mache endlich Schluß mit dem politischen Verbrechen

Sonntag, den 4. Januar 1931, 11 Uhr

Protestkundgebung

im Saalbau Friedrichshain

Redner: **Otto Wels, M.d.R., Karl Litke, M.d.R.**

S.P.D. Bezirksverband Berlin, Litke, Holz. A.D.G.B. Ortsausschuß Berlin, Bredow. Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, Gau Berlin-Brandenburg, Stelling, Neidhardt.

Freiwerkschaftlich organisierte Angestellte Berlins!

Zwei Kollegen sind verbrecherisch hingerichtet worden! Vereinigt Euch mit den verantwortungsbewußten Republikanern zum Protest am Sonntag, dem 4. Januar 1931, vormittags 11 Uhr, im Saalbau Friedrichshain.

Allgemeiner freier Angestelltenbund
Ortskartell Berlin, Flatau, Petersdorf.

und wie der Blutstrom mit jedem Tage breiter wird, bis er schließlich alles überschwemmt.

An unsere Anhänger und Freunde richten wir die dringende Aufforderung, Dinge zu unterlassen, die menschlich begreiflich, politisch aber die schlimmsten Torheiten wären. Wir fordern von ihnen ein Keuherstes an Selbstbeherrschung und Disziplin. Es darf nicht einmal ein Vorwand für die Behauptung gegeben werden, die einen und die anderen seien einander wert, beide brauchten dieselben Methoden. Durch keine Affektbehandlung darf die Tatsache verdunkelt werden, daß wir unseren Kampf mit den Waffen des

Geistes und des Rechts führen, die anderen aber den ihren mit den Mitteln der schmutzigen Gewalt. Von allen Organen der Staatsgewalt aber, von allen ihrer Verantwortung für das Volksganze bewußten Parteien und Organen der öffentlichen Meinung fordern wir entschlossenes Zusammenstehen gegen ein politisches Rowdytum, dessen Treiben für Deutschland eine Gefahr und eine Schande ist. Es geht um die Ehre, es geht um die Existenz der Nation!

Hindenburg nicht national genug.

Wie er's macht ist's falsch.

Die Neujahrsansprache des Reichspräsidenten hat der den Nationalsozialisten nahestehenden „Deutschen Zeitung“ nicht gefallen. Sie bemängelt das Bekenntnis zur internationalen Zusammenarbeit, das „dem Willen der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes nicht entspreche“ — auch wenn es aus dem Mund Hindenburgs komme.

Die „Deutsche Zeitung“ erwartet demnach vom Reichspräsidenten, daß er eine Politik der Isolierung verkünde.

Sie will aber auch, daß er mit dem Säbel rühle, den Deutschland nicht besitzt. Sie nimmt Anstoß an dem folgenden Satz: „Mit Ihnen bin ich der Ansicht, daß die Durchführung der allgemeinen Abrüstung nicht nur ein Gebot internationaler Gerechtigkeit Deutschland gegenüber, sondern auch das sicherste Mittel zu einer wirklichen Befriedung der Welt ist und daher mit allen Kräften angestrebt werden muß.“

Das ist ein überaus begrüßenswerter Satz, der sich von der These distanziert, daß die Sicherheit der Völker nicht in der Abrüstung, sondern in der Aufrüstung liege! Eben darum schreibt die „Deutsche Zeitung“:

„Die von Groener wenigstens noch angedeutete Forderung nach der deutschen Aufrüstung ist also hier schon weitgehend abgemildert. Oder entspricht etwa die in Genf soeben völlig gescheiterte Genfer Abrüstungskomödie der von Groener erhobenen Forderung nach deutscher Sicherheit? Der Geist der Wilhelmstraße, der sich hier wieder einmal hinter Hindenburg versteckt, zeigt sich des weiteren, wenn der Reichspräsident am Schluß seiner Rede davon spricht, daß das deutsche Volk — im Zeichen der Politik des gegenwärtigen Kabinetts — ein „Recht zum Selbstvertrauen und zur Zuversicht auf seine Zukunft“ habe.“

Die Rolle, die die „Deutsche Zeitung“ dem Reichspräsidenten zuweist, ist unwürdig. Sie wirft ihm vor, daß er national nicht zuverlässig genug sei, und sie stellt ihn gewissermaßen als Lautsprecher der Regierung ohne Meinung hin.

Grotesk ist dabei, daß sie dem Reichspräsidenten einmal vorwirft, daß er dem deutschen Volke ein Recht zum Selbstvertrauen zugesprochen hat, dann aber, daß er nicht genug Selbstvertrauen gezeigt habe.

Wie er's macht, ist's falsch!

Die Quittung für Wirth.

Die Antwort der Nationalsozialisten auf den Vergleich mit Thüringen.

Wie der Nationalsozialistische Parlamentsdienst mitteilt, haben die Nationalsozialisten einen Antrag im Reichstag eingebracht, wonach der Reichsinnenminister Dr. Wirth und der Reichswehrminister Dr. Groener wegen Verletzung der Reichsverfassung vor dem Staatsgerichtshof für das Deutsche Reich angeklagt werden sollen, sowie ferner ein Untersuchungsausschuß zur Aufklärung darüber eingesetzt werden soll, inwieweit bestimmte Summen des Haushalts für parteipolitische Zwecke, wie für die Ueberwachung der NSDAP. durch Spiesker oder für die Bespitzelung des Landes Thüringen verausgabt worden seien.

Der Antrag gegen Wirth stützt sich auf das Vorgehen gegen Thüringen, der Antrag gegen Groener auf den Erlaß, der die Entlassung aller nationalsozialistischen Arbeiter und Angestellten aus allen Reichswehrbetrieben anordnete. Dem Reichsinnenminister wird außerdem beschuldigt Unwahrheit vorzugesagen.

Das ist die Antwort, die die Nationalsozialisten dem Reichsinnenminister auf den Vergleich mit Thüringen und auf die Zahlung der Polizeigelder geben. Diese Antwort ist zugleich — wer könnte daran

zweifeln — die Einleitung eines persönlichen Hehfeldzuges gegen die beiden Reichsminister.

Ihre Köpfe sollen also „ganz legal“ als erste rollen!

Nach Braunschweig Bremen.

Volkspartei will mit Hakenkreuzern regieren.

Die Fraktion der Volkspartei in der Bremer Bürgerchaft hat sich bereit erklärt, mit den Nationalsozialisten in Verhandlungen über die Bildung eines „morgigenreinen“ Senats einzutreten. Es werden demnächst Verhandlungen stattfinden, an denen sich auch die Deutschnationalen, die Wirtschaftspartei, die Konfessionen und die Hausbesitzer beteiligen werden.

Initiative und Führung haben dabei die Hakenkreuzler. Die Deutsche Volkspartei will sich also ebenso wie in Thüringen ins Schlepptan Hitlers begeben.

Hitler und Hugenberg.

Liebeswerben mit Ekel und wohlgezielte Fußtritte.

Als die Presse des Herrn Hugenberg sich an Hitler heranwarf und von „einem Deutschland Hugenburgs und Hitlers“ schwärmte, schrieb ihr der Nationalsozialist Reventlow kurz und grob ins Stammbuch: „Wir bedanken uns.“

Das hat wiederum einen Konteradmiral a. D. Lübbert so in Zorn veretzt, daß er an Reventlow einen Brief schrieb, in dem es heißt:

„Der Bestand des Reichs steht auf des Messers Schneide; diesem geschichtlichen Zustand tragen Sie Rechnung, indem Sie in der „Nationalsozialistischen Pressekorrespondenz“ die Deutschnationale Partei, insbesondere Herrn Hugenberg, in selten heftiger Weise angreifen. Ich kann nur sagen: Ekel erfüllt mich und andere meiner Umgebung. Ich vertritt in Wort und Tat den nationalsozialistischen Gedanken, habe auch dementsprechend gewählt; gerade darum bin ich empört.“

Es gab früher eine Konfession und eine Freikonfession Partei; beide strebten nebeneinander einem Endziel zu, ohne sich ungebührlich zu befeinden, ähnlich liegt es für die NSDAP. und DAP. — zurzeit unter Hugenberg. Ich bin kein Müde, aber es fällt mir schwer, dem zeitweiligen Aufstretzen des Unterführertums der NSDAP. gegenüber ruhig zu bleiben.“

Da offenbart sich eine seltsame Mischung: die Leute des Herrn Hugenberg haben Hugenberg gewählt, aber schwärmen für Hitler, und hier ist einer, der hat Hitler gewählt, aber schwärmt für Hugenberg!

Reventlow aber setzt ihm nun auseinander, daß er sich bei der Wahl gründlich geirrt habe.

„Der Herr Verfasser gehört auch zu denen, welche im Nationalsozialismus nur einen „radikalen Flügel“ des Deutschnationalentums erblicken, nach der Melodie: wir wollen doch genau dasselbe! — Ein deutschnationaler Schriftsteller, wenn ich nicht irre, war es Dr. Stadler, schrieb vor Jahr und Tag: Hugenberg mit der Waffe der Nationalen, sei das Gros, die Waffe der Heeresmacht, die Nationalsozialisten seien die Stoßtruppe. Der Vater solcher Auffassungen ist der Wunsch, denn der Oberbefehl dieses Heeres liegt ja natürlich bei der Leitung der Deutschnationalen Volkspartei. An der Tat: bequemer könnte man es nicht haben!“

Daß das ewige Mißverständnis immer wieder kommt, beruht einmal auf den erwähnten Wünschen der DAP., als Vater ihrer Gedanken, dann auf der inneren Unmöglichkeit, den Ernst und die Tiefe zu begreifen, in denen die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei ihren Sozialismus aufbaut.“

Der Sozialismus der Hakenkreuzler muß für dieses erhalten — selbst für Reventlow, wenn er den Deutschnationalen eine Abgabe erteilen will. In Wahrheit geht es nicht um den Sozialismus, sondern um den Oberbefehl, und den wollen die Hakenkreuzler nicht an die zurückgebliebene Konkurrenz fallen lassen.

Die Deutschnationalen beziehen für ihr Liebeswerben um Hitler eine schallende Ohrfeige nach der anderen, aber trotz der geschwollenen Backen lassen sie nicht ab. Oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, der ihren Zustand den Nationalsozialisten gegenüber treffend beleuchtet: wenn sie mit einem Fußtritt zur Bordertreppe hinuntergeworfen werden, kommen sie zur Hintertreppe wieder herein.

Ludendorffs Glauben.

Ein bezeichnendes Schreiben.

Die „Saarbrücker Landeszeitung“ bringt folgenden Brief, den ihr General Ludendorff geschrieben hat:

„In Ihrer Folge vom 19. Dezember bringen Sie einen Artikel „Kulturelle Streiflichter“ des Herrn Schulrats und Theologen Fabinger. Bevor Sie weiter Ihre Blätter durch häßliche Bemerkungen über meine Person ... herablassen wollen, möchte ich Ihnen vorschlagen, sich einmal, wie die nationalsozialistischen Studenten, die im übrigen mir durchaus feindselig gegenüberstehen, mit den religionsphilosophischen Werken meiner Frau (Dr. med. von Kemm) zu beschäftigen, die das Größte bringen, was seit Kant-Schopenhauer geschrieben ist. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich mich auf den Boden der Deutschen Gottkenntnis meiner Frau stelle und das Christentum als unvereinbar mit Deutscher Art ablehne.“

Ueber die Geistesverfassung von Ludendorff wird nach diesem Schreiben kein Zweifel mehr sein.

Nazi-Filmproteste in Wien.

Störungsveranstaltungen beim Vorführungskino.

Wien, 2. Januar. (Eigenbericht.)

Am Sonnabendabend elf Uhr findet im Apollokino eine Aufführung des Remarque-Films vor geladenen Gästen statt. Um acht Uhr abends halten die Nationalsozialisten vier Protestveranstaltungen gegen den Film ab, von denen drei in der nächsten Nähe des Kinos sind. Man rechnet daher mit Störungen und die Polizei will, wie berichtet wird, das Haus im weitem Umkreis umstellen, so daß nur Personen mit Karten in das Kino gelangen können. Vom 7. bis 18. Januar will die sozialdemokratische Kunststelle täglich drei Vorführungen des Remarque-Filmes geben und hat zu diesem Zweck das Schwedenkino für 12 Tage gemietet.

Da damit gerechnet wird, daß alle österreichischen Landesregierungen mit Ausnahme der Wiener den Remarque-Film verbieten dürfen, will, wie die Abendblätter berichten, die amerikanische Filmgesellschaft, die den Film ausführt, die österreichische Filiale einstellen. Sie hat bereits den Angestellten dieser Filiale gekündigt. Wie die „Wiener Allgemeine Zeitung“ berichtet, soll auch in Deutschland nur eine kleine Niederlassung bestehen bleiben.

Die oberösterreichische Landesregierung hat bereits vor drei Tagen ein Verbot des Remarque-Films erlassen, die Borsarberger Regierung hat ein Verbot angekündigt.

Die Ostreise des Kanzlers.

Staatssekretär Krüger vertritt Dr. Hirtleser.

Staatsminister Dr. Hirtleser ist gesundheitlich noch nicht völlig wiederhergestellt, so daß der Arzt ihm die Teilnahme an der von der Reichsregierung beabsichtigten Ostreise unterlagt hat. Daher wird der zuständige Vertreter des Ministers als preußischer Staatskommissar für die Ostreise, der Staatssekretär im preußischen Landwirtschaftsministerium, Krüger, an der Reise teilnehmen.

Die Löwener Universitätsbibliothek hat zu ihrer Wiederherstellung etwa eine halbe Million Bücher und Zeitschriften, 245 Handschriften und 675 Inkunabeln von Deutschland erhalten.

Beinahe Revolte im Zuchthaus.

Berursacht durch den Präsidenten des Strafvollzugsamts.

Dem Amtlichen Preussischen Pressedienst wird aus dem preussischen Justizministerium mitgeteilt: Gelegentlich einer Weihnachtsveranstaltung in der Strafanstalt in Celle, an der alle Gefangenen teilnahmen, hat ein Mitwirkender in dem Vortrag west-ausgewählte Ausführungen einseitiger Natur gemacht, die dazu angetan waren, das Empfinden andersdenkender Teilnehmer zu verletzen und die im Rahmen einer allgemeinen Feier als durchaus ungeeignet bezeichnet werden müssen. Der Strafvollzugsamtspräsident und der Präsident des Strafvollzugsamts hatten sich bedauerlicherweise über den Inhalt des Vortrages nicht vergewissert. Beide mißbilligen es, daß die Ausführungen gemacht worden sind. Es werden Maßnahmen getroffen werden, die eine Wiederholung derartiger unliebsamer Vorfälle in Zukunft unmöglich machen.

Die ausgleichende amtliche Mitteilung, mit der diese Angelegenheit amtlich abgeschlossen wird, erübrigt keineswegs eine Kritik am Verhalten des Präsidenten des Strafvollzugsamts Dr. Muntau.

Er hat am 26. Dezember bei einer Weihnachtsfeier im Celler Zuchthaus beinahe eine Gefangenenrevolte hervorgerufen, weil er die Feier brüsk abbrechen befohl. Der Grund für den Befehl war, daß ein Rezitator die Lessingsche Parabel von den drei Ringen aus Nathan der Weise vortrug!

Der Vorgang selbst wird von dem beteiligten Rezitator in einer Eingabe an das preussische Justizministerium wie folgt geschildert:

„Sehr geehrter Herr Minister! Der Vorstand des Celler Volkschores wandte sich im Sommer dieses Jahres an mich als ihm bekannten Künstler, ob ich nicht mit dem Volkschor in der dortigen Strafanstalt mitwirken möchte. . . Selbstloserweise habe ich, da die Mitwirkung ohne Reisekosten erfolgen konnte, keinerlei Honorar beansprucht.“

Gestern um 2 Uhr nachmittags fand nun diese Feier statt. Nach einleitenden musikalischen Darbietungen sprach ich in meinen Eingangsworten über die Justiz und die Behandlung der Gefangenen in früheren Zeiten und in anderen Ländern und stellte diesem die humanere Behandlung der Jetztzeit in zivilisierten Ländern, insbesondere in Deutschland, gegenüber. Ich nannte die Bahnbrecher dieser Ideen und wies dann auf die deutschen Klassiker als Ränder der Humanität hin. Ich brachte nun über Lessing biographische Ausführungen über seine Wolfenbütteler Zeit, wie ich sie bereits 1929 bei einer Lessingfeier in Wolfenbüttel öffentlich und hierauf auch in der Strafanstalt zum Vortrag gebracht hatte, und im Anschluß daran rezitierte ich wiederum die auf der Bühne von mir so oft gesprochene Parabel von den drei Ringen. Am Schluß wies ich auf Vorbilder sittlichen Verhaltens hin, auf edle Geister, auf gütige und väterlich gesinnte Mitmenschen, insbesondere auf die Aufsichtspersonen, auf Fürsorger und Lehrer und vor allem auf den Direktor der Strafanstalt selber, der mir bei seiner Führung durch die Anstalt als grundgütiger Mensch erschienen war und wiederholte: „Es eifere jeder seiner unbestochenen, von Borurteilen freien Liebe nach.“ Hierauf trat ich unter lebhaftem Beifall ab.

Dann sah ich, wie sich jemand erhob, ich vermutete, es handelte sich um die erwähnte Dankagung an mich. Da hörte ich: „Herr Dr. Muntau hat die Gelegenheit des heiligen Weihnachtsfestes benutzt, um den Herzen das Beste zu entreißen, Ihren Herrn Jesus Christus.“ Es entsteht Widerspruch bei den Gefangenen, Herr Direktor Kleist erhebt sich: „Es spricht der höchste Beamte hier zu Ihnen, hören Sie ihn ruhig an.“ Das Folgende ging in Lärm unter. „Weiterreden!“ riefen die Gefangenen, und dann: „Rust, Rust!“, worauf ein Chor angestimmt wurde. Einzelne Gefangene drängten sich, heftig gestikulierend, gegen den „höchsten Beamten“ vor. In dieser kritischen Situation hat der Direktor Kleist mit den kurzen Worten: „Ich bitte Sie, die Ruhe zu bewahren, seien Sie vernünftig, schädigen Sie sich nicht selbst“, die Gefangenen zur Ruhe gebracht und in bewundernswürdiger Weise und ersaunlicher Disziplin der Gefangenen, unter denen sich lebenslanglich Internierte, Ränder und Gewalttäter befinden, drohendem Unheil vorgebeugt. Es erfolgte in ordnungsmäßiger Weise die Räumung des Saales durch Hinausgehen der 100 mit-

wirkenden Gäste. Hierauf erst ließ man die Strafgefangenen wieder in ihre Zellen . . .

Das Programm der Darbietung war seit Tagen gedruckt. Ich hatte mich in der Strafanstalt gemeldet, und es wäre für den Präsidenten des Strafvollzugsamts, dessen Zensurbefugnisse mir unbekannt waren, ein leichtes gewesen, dieses Vortragsstück zu inhibieren. In solchem Falle komme ich jedem Wunsch entgegen. Aber vor Gefangenen nach beendigem Vortrag eine Diskussion, eine Polemik und dadurch Tumult, ja geradezu Gewalttätigkeiten heraufbeschwären, halte ich für gewisslos.

Ich habe das dem Herrn Präsidenten persönlich im Vorübergehen in ruhigstem Tone gesagt. Er antwortete in ebenfalls ruhigem Tone ungefähr:

„Sie sind ein unglücklicher junger Mensch (ich näherte mich den Fünzigern), ich sah es Ihnen an, wie Ihnen der Frieden fehlt; der Herr verzeihe Ihnen, ich will für Sie beten.“

Das ist mir, als geistig wie seelisch harmonischem Menschen, mit einem glücklichen Gemüte begabt, allerdings unverständlich geblieben. Ich lege aber dem Ministerium die ergebene Frage vor, ob hier nicht an Gefangenen, an den Hausfrieden und an der Wahrung der öffentlichen Ruhe sehr unklug und ohne Bedacht auf katastrophale Folgen seitens des Herrn Präsidenten des Strafvollzugsamts gehandelt worden ist. Mit vorzüglicher Hochachtung! gez. Dr. Paul Lyndall.“

Die Eingabe entspricht im wesentlichen den Tatsachen, wir fügen noch hinzu, daß Dr. Lyndall in seiner Rede davon sprach, daß allen Rändern echten Menschentums auf Erden die große Idee der Humanität gemeinsam sei — von Sokrates über die deutschen Klassiker bis zu Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg.

Diese Feier war keineswegs die Weihnachtsfeier im Celler Zuchthaus, es hatten bereits streng kirchliche Feiern für die Konfessionen stattgefunden.

Ein orthodoxer Eiferer, der keine Humanität außerhalb des Christentums kennen will, der gegen Lessing wütet und dem jede Toleranz fremd ist, eignet sich nicht für den Posten des Präsidenten des Strafvollzugsamts. Seine Frömmigkeit in Ehren, aber ein Jurist in einer derartig verantwortungsvollen Stellung kann nicht auf die Dauer im Amte eine Tätigkeit entfalten, die dem Seelsorger vorbehalten ist, ohne seine Befugnisse zu überschreiten. Hinzu aber kommt, daß Muntaus aufdringlicher religiöser Uebereifer selbst kirchlichen Kreisen bereits bei verschiedenen Anlässen stark auf die Nerven gefallen ist. Ist es nicht sehr einseitig, zu erklären, daß Lessings Parabel und die Worte des Vortragenden geeignet seien, Andersdenkende zu verletzen, während stillschweigend vorausgesetzt wird, daß der orthodoxe, ja fanatische Eifer, den Herr Muntau in seiner amtlichen Stellung entwickelt, Andersdenkende nicht verletze.

Werden auch gegen den Präsidenten Muntau Garantien geschaffen?

Muntaus Wirken vor dem Landtag.

Das seltsame Wirken des Strafvollzugspräsidenten Muntau war bereits in der 129. Hauptversammlung des Preussischen Landtags vom 5. März 1930, die sich im Rahmen des Haushalts mit dem Strafvollzug befaßte, Gegenstand heftiger Angriffe. Es lagen so zahlreiche Beschwerden gegen Muntau vor, daß von verschiedenen Rednern seine Abberufung von diesem Posten gefordert wurde. Der sozialdemokratische Abgeordnete Gehrmann-Harburg berichtete unter anderem über Herrn Muntau, daß ihm jedes Verständnis für den modernen Strafvollzug fehle. Seine „überfließende Religiosität“ führe ständig zu Konflikten. So habe Muntau ein Traktätschenblatt „Heilig den Herrn“ unter den Strafgefangenen verbreiten lassen, das unter der Maske der Frömmigkeit für den Hugenbergischen Volkstrennscheid Kellame machte. In einer Sitzung der „Christlichen Gefangenenhilfe“ habe Muntau vor den „roten Helfern“ gaulisch gemacht, die in die Strafanstalten eingehen würden, wenn nicht jetzt die Christliche Gefangenenhilfe eingeschaltet werde. Ein solcher Mann, schloß Gehrmann, eigne sich nicht für den Posten des Strafvollzugspräsidenten.

Ein vollendetes Geständnis.

Wozu dienen kommunistische Parolen?

Die Funktionärzeitung der KPD-Zentrale, „Kommunistischer Parteiarbeiter“, liegt in ihrer Septemberrummer über die Tatsache, daß eine ganze Anzahl führender kommunistischer Funktionäre ins nationalsozialistische Lager hinübergewechselt haben. Zur Erklärung dieser Erscheinung schilt der „Kommunistische Parteiarbeiter“ über die Nazis und ihre jüngste Werbeschrift:

„Diese Burschen haben unsere Methoden gründlich studiert. Das ganze Heft ist eine einzige Anweisung, wie der Nazi unter Benützung unserer Methoden und Parolen die Massen am besten belügen und betrügen kann.“

Wie wäre es mit einer Klage gegen die mißbräuchliche Benützung kommunistischer Patentlügen? Der Zorn über die unlautere Konkurrenz hat das Geständnis hervorgerufen, daß kommunistische Parolen bestimmt sind, die Massen zu belügen und zu betrügen.

Ungeeignet als republikanischer Beamter

Ein Rittergutsbesitzer beschimpft die Reichsflaggen und will Amtsvorsteher werden.

Der Rittergutsbesitzer Gustav von Johnston wurde am 4. Januar v. J. vom Kreisrat des Landkreises Breslau zum Amtsvorsteher des Amtsbezirks Sadewitz gewählt. Später wurde die Wahl vom Oberpräsidenten Videmann nicht bestätigt. Für die Nichtbestätigung wurden als Gründe angegeben einmal die Aussage, daß Herr von Johnston die Reichsflaggen als „Lappen“ bezeichnet habe, ferner, weil ihm wegen Mißachtung der Reichsflaggen eine Ordnungsstrafe von 50 M. auferlegt worden sei. Ein deutschnationaler Landtagsabgeordneter fragte das Staatsministerium, ob es bereit sei, die Nichtbestätigung aufzuheben. Wie der Amtliche Preussische Pressedienst mitteilt, beantwortet der preussische Minister des Innern die Anfrage folgendermaßen:

Die Verfassung der Bestätigung durch den Oberpräsidenten in Breslau ist nach den gesetzlichen Bestimmungen endgültig. Das Staatsministerium billigt die von dem Oberpräsidenten getroffene Entscheidung im vollen Umfange. Die Nichtbestätigung wurde allein schon wegen der Vorgänge gerechtfertigt sein, die seinerzeit zur Verhängung der Ordnungsstrafe geführt haben. Darüber hinaus besteht aber auch nach den getroffenen eingehenden Feststellungen kein Zweifel an der Richtigkeit der Aussage über die erwähnte weitere Beschimpfung der Reichsflaggen.

Paris folgt New York.

Bank von Frankreich senkt den Zinsfuß auf zwei Prozent.

Die Bank von Frankreich hat auf die überraschende Herabsetzung des Diskontsatzes der New-Yorker Notenbank gleichfalls mit einer Senkung des offiziellen Zinssatzes von 2½ auf 2 Prozent geantwortet.

Diese Maßnahme, die nicht nur der französischen Wirtschaft zugute kommt, wird weitgehende Folgen haben und es ist so gut wie sicher, daß nunmehr auch die Bank von England, die in der Besorgnis vor weiteren Goldabflüssen nach Frankreich die Maßnahmen der Pariser Notenbank abwartete, diesem Beispiel folgen wird. Damit wäre eine neue internationale Zinssenkungswelle in Bewegung gekommen, die auch vor Deutschland kaum halt machen dürfte. Die Reichsbank hat sich im Oktober infolge der katastrophalen Goldabflüsse nach den Reichstagswahlen gezwungen gesehen, den offiziellen Wechselzinsfuß in Deutschland von vier auf fünf Prozent heraufzusetzen, eine Maßnahme, die für die Wirtschaft eine neue Befastung darstellte. Es liegt jetzt aber nach dem Vorgehen Frankreichs nahe, daß auch die Reichsbank eine Senkung des Diskontsatzes wenigstens um einhalb Prozent vornehmen wird.

Im Befinden Joffres ist immer noch keine Besserung eingetreten. Seit über 24 Stunden liegt der Kranke in todesähnlicher Ohnmacht tief und regelmäßig atmend, ohne aber auch nur ein Glied zu rühren. Da die Nahrungsaufnahme beinahe unmöglich geworden ist, suchen die Aerzte ihn mit Seruminjektionen zu stärken.

Der Kommunismus in China.

Einige Schlußbetrachtungen / Von Emile Vandervelde.

Es geht nicht an, Reiseberichte über China abzuschließen, ohne einige Worte über die kommunistische Frage zu sagen. Offensichtlich vermag sich die 3. Internationale von der vernichtenden Niederlage nicht zu erholen, die sie im Jahre 1927 selbst heraufbeschwor, als sie den wahnwitzigen Versuch unternahm, China zu bolschewisieren. Hoffe, der erste außerordentliche Gesandte, den Moskau nach Peking entsandte, hatte die Dinge viel klarer gesehen, als er 1924 in Schanghai mit Sun Yat-sen zusammentraf. Was ihm der Begründer des Kuomintang damals über die Mentalität der chinesischen Massen auseinandersetzte, die den kommunistischen Theorien vollkommen abgeneigt seien, leuchtete ihm so ein, daß er mit ihm eine gemeinsame Erklärung unterschrieb, die anerkannte,

daß der Kommunismus in China nicht eingeführt werden könnte.

Unter dem Vorbehalt dieser Erklärung sicherte Hoffe Sowjetrußland eine sehr starke Stellung in China. Es durfte der Nationalistenpartei große und militärische Berater zur Verfügung stellen und eigene Vertrauensleute in das Zentralkomitee des Kuomintang entsenden; die Russen galten in den Augen der Chinesen als die einzige Großmacht, die ihren nationalen Forderungen günstig gefolgt waren, und dadurch verschafften sie sich eine ungeheure Operationsbasis in dem Weltkampf, den sie namentlich gegen den britischen Imperialismus führen. Von dieser Politik, die in ihren Anfängen von kühnen und geschickten Männern geleitet wurde, die daraus große Ergebnisse erhaschten, bleibt heute, das muß man wohl sagen, überhaupt nichts übrig.

Die Kommunisten, die der Zellenbildung überführt wurden, flogen aus dem Kuomintang hinaus. Auch mit dem linken Flügel des Kuomintang haben sie ebenso vollkommen gebrochen wie mit Tschangtsai und dem rechten Flügel. Die Ästete der ostchinesischen Eisenbahn und das Eindringen der Sowjets in die Mongolei haben Jungchina davon überzeugt, daß der

Moskauer Imperialismus nicht weniger gefährlich

sei als der Imperialismus der anderen Mächte. Die diplomatischen Beziehungen zwischen der chinesischen Republik und der U.S.S.R. sind abgebrochen, das russische Generalkonsulat in Schanghai ist ein leeres, zerfallenes Haus, das ehemalige Hauptquartier von Borodin in Kanton ist einer Amerikanerin vermietet, die russischen Instruktionen der Militärschule von Wampou sind durch deutsche Offiziere ersetzt, die „roten Kadetten“, die den Aufstand von 1927 leiteten, sind in die Provinzen des Inneren gestücht, die Gewerkschaften haben sich von kommunistischen Einflüssen befreit und schellen sich dem I.O.B. zuzuwenden. Mit einem Worte: gerade in den Industriebezirken, wo eine proletarische Bewegung Ausfuchtsucht hat, ist die

rote Flut unzweifelhaft vollständig verebbt.

Man hört zwar noch in den Fremdenkonjessionen von Schanghai von einer kommunistischen Gefahr, von unterirdischen Fortschritten der kommunistischen Propaganda unter den Massen des Proletariats; aber man erfährt bald, daß in Wirklichkeit das Wort „Kommunismus“ abschäfflich gebraucht wird, um alle mehr oder minder sozialistischen Ansichten zu distanzieren und zu bekämpfen, die der Regierung nicht genehm sind. Wenn in einer Stadt wie Schanghai ein politischer Gegner beseitigt, eine Zeitung unterdrückt, eine Gruppe aufgelöst werden soll, dann behaupten einfach die Behörden, sie seien „kommunistisch“.

Das gilt jedenfalls für die Städte an der Küste. In den Gebieten im Innern, südlich des Jangtsekiang, mag es wohl anders sein. Dort werden wohl im Zeichen des Kommunismus Gewalttaten verübt, Aufstände versucht und manchmal auch ganz gewöhnliche Banditenaktionen unternommen, die man bisher nicht wirksam zu unterdrücken vermochte. Und sicher ist auch, daß es dort einen sehr starken Industriebezirk gibt, den die beiden Zwillingstädte Hankau und Wuhan bilden, wo es immer noch aktive kommunistische Elemente gibt. In diesem Bezirk herrscht „Ordnung“ und die wird durch grausame Präventivmaßnahmen aufrechterhalten, die die Todesstrafe für bloße Meinungsäußerungen vorsehen.

Es ist mehr in den Agrarbezirken von Hunan und Hupeh, in Kiangsi und Fujien, daß sich in den letzten Monaten „rote Armeen“ gebildet haben, d. h. zahlenmäßig starke Bände, die mehr oder minder gut bewaffnet und diszipliniert sind, deren Führer unzweifelhaft Kommunisten und sogar bekannte, meist aus Kanton stammende Kommunisten sind, deren Masse aber aus armen Bauern, aus Hungerleidenden aller Art besteht, die durch den Bürgerkrieg runtert, durch die Requisitionen und Steuerlasten erdrückt und durch buchstäbliche Hungersnot zum Äußersten getrieben worden sind.

Man darf nämlich nicht glauben, daß überall in China die Bauern keine Grundbesitzer sind, zwar arm, aber wenigstens Eigentümer ihres Aekers. In Wirklichkeit leidet die Agrarbevölkerung im Gebiet der Reisplantagen — d. h. gerade jener Gebiete, wo die kommunistischen oder angeblich kommunistischen Aufstände vorkommen — nämlich unter der dreifachen Plage der enormen Steuern, der Wucherzinsen, die oft weit mehr als 20 Prozent betragen, und der Pachzinsen in Geld oder in Naturalien, die ihnen den größten Teil der Früchte ihrer Arbeit rauben. Daher weist der chinesische Professor Taischen von der Amerikanischen Universität von Honolulu auf die Bildung von Pächterorganisationen hin, ähnlich wie die Arbeitergewerkschaften, aber viel zahlreicher und mit dem Ziel einer Agrarrevolution, die er für eine nahe Zukunft voraussagt.

Unterdessen agitieren in den Gebieten, die am meisten leiden, die Kommunisten und zetteln wahre

Bauernaufstände mittelalterlichen Charakters

an, von denen die Ereignisse in Tschangtsai, der Hauptstadt der Provinz Hunan, ein typisches Beispiel waren.

Wenn man den Berichten über diese Vorgänge glauben schenken darf, sind die Kommunisten bei dieser Gelegenheit wie auch bei manchen anderen nicht gerade sanft vorgegangen. Während ihrer kurzen Herrschaft über Tschangtsai sollen die Verwaltungsgebäude in Brand gesteckt, die Beamten, die nicht rechtzeitig flüchten konnten, gefoltert, die wohlhabenden Viertel ausgeraubt und die Mulla requiriert haben, um ihre Beute außerhalb der Stadt zu bringen, wo das Gros ihrer Truppen lagerte. All das läßt allerdings einen einseitigen Plan vermissen, regelrechte Sowjetrepubliken zu errichten. Tatsächlich sind die bewaffneten Bände, die man, reichlich übertrieben, als „rote Armeen“ bezeichnet, sehr lockere Gebilde, die kommen und gehen, die sich zerstreuen, sobald reguläre Truppen auftauchen, und die letzten Endes ihre örtlichen Erfolge nur dem Verfolgen der Regierungstruppen verdanken, die übrigens anderwärts durch den Kampf gegen Fong und Pen in An-

spruch genommen waren. Deshalb muß man damit rechnen, daß, sobald die Regierung von Nanjing nach dieser Seite entlastet sein wird, sie bald dieser Aufstände Herr werden wird, deren Grausamkeit die Bevölkerung mit Schrecken erfüllt.

Uebrigens ist schon jetzt überall dort, wo die Regierung das Feld behauptet hat, der

Abwehrterror genau so barbarisch

gewesen, wie der kommunistische Angriffsterror. Die „Chinesische Nationalratschau“ hat kürzlich geschildert, wie verhaftete Kommunisten reihenweise hingerichtet werden: Ein Soldat nähert sich den angebandenen Opfern und jagt ihnen aus einer großkalibrigen Pistole eine Kugel in den Rücken. Dieser Vorgang wiederholt sich in kurzer Reihenfolge, bis der letzte Körper leblos zu Boden gefallen ist. Jeden Abend drängt sich gegenüber dem Hinrichtungsplatz eine dicke Menschenmenge zusammen, in der Hoffnung, einer solchen Hinrichtungsgene wenigstens aus der Ferne beiwohnen zu können.

Wohlgemerkt, es handelt sich hier nicht um Kufsländige, die etwa mit der Waffe in der Hand gefangen genommen wurden, sondern um Männer und Frauen, deren einziges Verbrechen darin besteht, Kommunisten zu sein oder als Kommunisten denunziert worden zu sein, oder schlimmstenfalls kommunistische Flugblätter verbreitet zu haben!

Unter solchen Umständen ist es anzunehmen, daß die Kommunisten, nachdem die Regierung von Nanjing wenigstens vorläufig mit den Rebellen im Norden fertig geworden ist, in Hankau und Tschangtsai genau so niedergeworfen werden dürften, wie es mit ihnen bereits in Kanton und Schanghai geschehen ist. Aber die Ursachen, die die kommunistische Welle erzeugt haben, bleiben zumeist bestehen. Daher ist die Frage von entscheidender Bedeutung für die nächste Zukunft Chinas, ob die Bewegung der Arbeiter- und Bauernmassen die rohen Formen einer elementaren Reaktion gegen die Mißstände und Mißhandlungen behalten wird, denen sie ausgesetzt sind, oder ob diese Bewegung sich nach der Richtung eines Klassenkampfes entwickeln wird, mehr oder minder ähnlich den Methoden in jenen Ländern, wo Demokratie und politische Freiheiten kein leeres Wort sind.

Zum Schluß möchte ich betonen, daß die Sympathie, die ich vor meiner Reise für das chinesische Volk empfand, durch meinen sechsmonatigen Aufenthalt in seiner Mitte nur gesteigert worden ist. Ich weiß, daß man mir entgegen wird, daß ich nur mit einer Elite zusammengekommen sei, daß ich von Leuten freundlich empfangen wurde, die ein offenkundiges politisches Interesse daran hatten, mich gut zu behandeln. Man wird mir unter diesen Umständen entgegen, daß mein Urteil leicht wie im Bergleich zu dem von Männern, wie Dr. Legendre oder Rodney Gilbert, dem maßgebenden Vorführer des berühmten englischen Klubs von Schanghai. Letztere, die jahrelang in China gelebt haben, die die Chinesen gründlich kennen, haben sich in stark dokumentierten Büchern bemüht, nachzuweisen, daß die traditionelle Politik Chinas fremdenfeindlich und orientalistisch-hinterhältig sei, und daß obendrein die Chinesen vollkommen unfähig seien, sich selbst zu regieren.

Aber es gibt auch andere Zeugen, die ganz anderer Ansicht sind. Das sind vor allem die Missionare, die trotz aller Gefahren, denen sie dauernd ausgesetzt sind, übereinstimmend die tiefe Sympathie bekunden, die sie für die Chinesen, namentlich für das „kleine Volk“, empfinden. Auch gibt es z. B. Geschäftsmänner und Bankdirektoren in Schanghai, die das alte Regime gekannt, und die keineswegs nur gute Erfahrungen mit dem neuen Regime gemacht haben, und die dennoch ganz anders über China urteilen als es in Europa üblich ist. Alle bestätigen, daß trotz alledem

das neue China ungeheure Fortschritte

macht. Alle loben dieses geduldige und arbeitsame Volk, das in seinen Reden durchaus friedlich und ehrlich ist, und das nur das Eine wünscht: sein dühnen Reis in Ruhe genießen zu können und nicht dauernd ausgehungert und ausgeplündert zu werden durch Gewaltmänner, die meist gleicher Farbe sind. Wenn man bedenkt, was die Chinesen seit einem Jahrhundert erduldet haben, dann

mußte man eigentlich bei ihnen noch einen viel größeren Fremdenhaß erwarten.

Die Wahrheit ist, daß China sich gegenwärtig sozusagen in den Wechseljahren befindet. In diesem Reich, das größer und stärker bevölkert ist als Europa, beginnt das nationale Gewissen zu erwachen. Und es wird sicher noch lange dauern, bis die neue Ordnung endgültig gegründet sein wird. Aber der geistige und moralische Wert der Führer Jung-Chinas steht nicht hinter dem der europäischen Staatsmänner zurück. Es mögen im Kuomintang tiefe Gegensätze über soziale und politische Fragen und Methoden herrschen. Allen Führern gemeinsam ist aber die absolute Uneigennützigkeit, die Treue zu den Grundsätzen Sunjatsens und der Wille zur Entwicklung Chinas in der Richtung der Demokratie. In etwa zwanzig Jahren wird man aus der größeren Perspektive der Geschichte allgemein anerkennen, daß sich diese Männer um die Sache der Revolution verdient gemacht haben.

Die Ukrainergreuel.

Wie einst gegen die Armenier.

London, 2. Januar.

„Times“ veröffentlicht Ausführungen der aus Ostgalizien zurückgekehrten Mich Sheepshanks, in denen es u. a. heißt: Ich habe gefunden, daß die Polizei- und Militärüberfälle auf Hunderte Dörfer gemäß eines vom Hauptquartier ausgegebenen Planes erfolgten, daß ein allgemeines und brutales Auspeitschen der männlichen Bevölkerung ohne vorheriges Verhören geübt wurde, daß Sachlieferungen erhoben, daß Kaufhäuser und Bibliotheken sowie Werkzeuge, Maschinen und Hausgerät in großem Maße zerstört und Priester geschlagen wurden. Die Behörden haben strenge Maßnahmen getroffen, um zu verhindern, daß Einzelheiten über die Vorgänge bekannt werden. Jeder, der Ausländern Informationen erteilt, kann zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt werden.

Nichts vom Ditsudski!

Der sozialistische „Robotnik“ meldet, daß der ehemalige Präsident der polnischen Republik Wojciechowski mit dem Unabhängigkeitskreuz ausgezeichnet worden sei, dieses jedoch nicht angenommen habe. Der Orden sei mit einem entsprechenden Anschreiben unverzüglich zurückgeschickt worden. Auch der päpstliche Runtius soll den ihm verliehenen Orden nicht angenommen haben.

Dem vor einigen Jahren verstorbenen Abg. Perl, Chefredakteur des „Robotnik“ schon in der Zeit des illegalen Erscheinens unterm Zarismus, sollte jetzt der Unabhängigkeitsorden „verliehen“ werden. Frau Perl hat das Zeug sofort zurückgeschickt.

Tausch Curtius-Henderson.

Curtius hat freie Hand für den Minderheitenkampf.

Mit dem englischen Außenminister Henderson ist der Tausch des Ratsvorsitzes vollzogen worden. Während Henderson den Vorsitz der Januar-Ratstagung übernimmt, wird Reichsaussenminister Curtius der nächsten Ratstagung präsidieren.

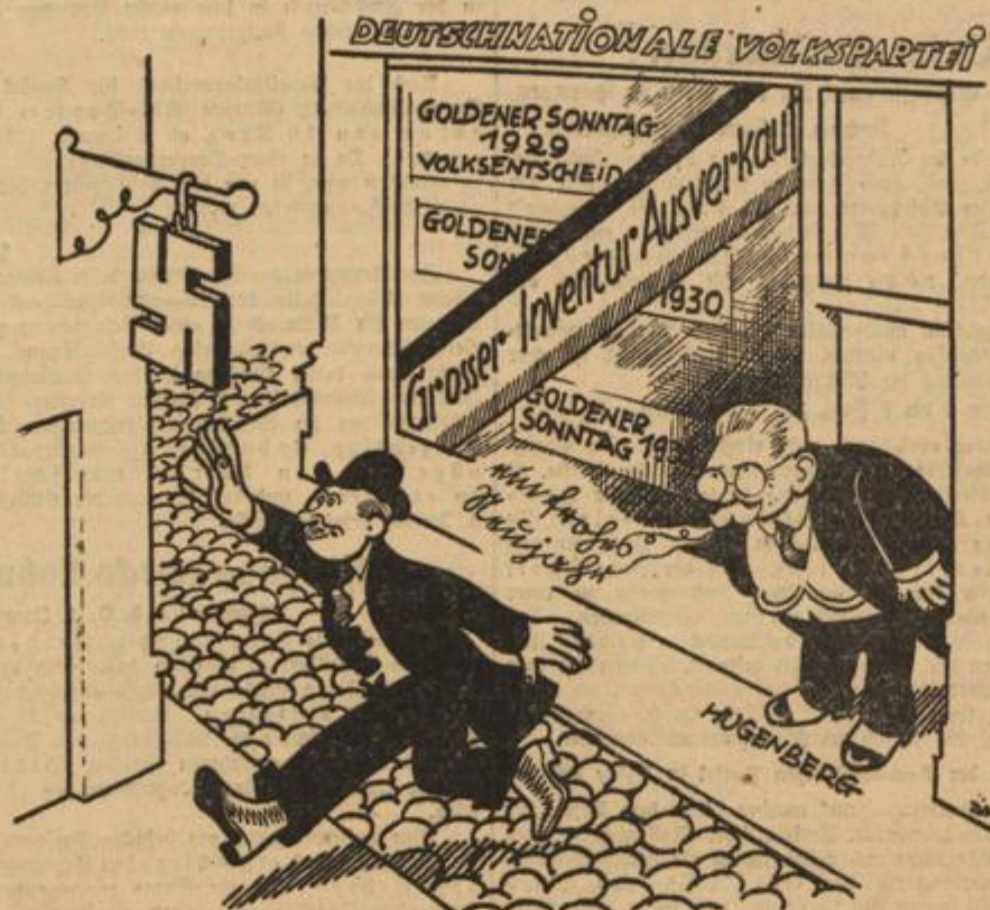
Mohammedanerschuh in Indien.

Hindus Bereitschaft für eigene Wahlregister.

London, 2. Januar. (Eigenbericht.)

Auf der Indienkonferenz führte der Lordkanzler Lord Sauton aus, daß man sich in der turgen zur Verfügung stehenden Zeit nicht mit allen Einzelheiten der Verfassung Indiens beschäftigen könne. Man müsse sich damit begnügen, die allgemeinen Grundlinien zu umreißen. Diese Neuherung erfolgte, nachdem sich die Hindus grundsätzlich damit einverstanden erklärt haben, daß die Mohammedaner die von ihnen gewünschten eigenen Wahlregister erhalten sollen. Die Frage, ob es gesonderte Wahlkörper für einzelne Gruppen in Indien geben sollte, oder ob das Wahlrecht durchweg ein allgemeines gleiches sein sollte, war bisher die Hauptschwierigkeit, über die die Verhandlungen nicht hinwegkommen konnten. Man muß abwarten, ob die Zustimmung der Hindus nicht mit irgendwelchen Einschränkungen begleitet ist, die den Wert der grundsätzlichen Bereitschaft entwerfen.

Hugenbergs Pleiteladen.



Hugenberg: „Meine schönsten Neujahrswünsche ziehen nicht. Die Stammkundschaft läuft trotz allem zur Konkurrenz!“

Der Doppelmord der Hakenkreuzler.

Das Bötzowviertel in Erregung. — Wie das Verbrechen geschah.

Wenn man hinunter zum „Böhmviertel“ kommt und in die dunkel liegende Hufelandstraße einbiegt, so merkt man im Augenblick, daß etwas Besonderes die Menschen vor den Haustüren aufwühlt und erregt. Gespräch aller ist die Bluttat des Hakenkreuzlers, der völlig grundlos zwei junge Menschen wie Jagdwild niederknallte, nur weil sie Sozialisten und Republikaner waren.

„Das geht nun seit Monaten schon so — —“ ruft mit Erbitterung in der Stimme eine ältere Frau, „meinen Mann haben sie dieser Tage auch überfallen und niedergeschlagen. Nur weil er das Parteiabzeichen auf dem Mantel trug. „Alles Laufjungen, und jeder hat einen Revolver in der Tasche — —“, jagt ein Arbeiter.

Bei den Eltern des Ermordeten.

Abendliche Ruhe liegt über der, Hufelandstraße, die in der Silberrnacht der Schauplatz des neuen Verbrechens der Hakenkreuzler gewesen ist. Auch am Tage herrscht in dieser Seitenstraße der Prenzlauer Allee kein starker Verkehr. Unweit des Arnswalder Platzes hat im Hause Hufelandstraße 31 Genosse Schneider, der mit seiner Frau und mehreren Töchtern den Tod seines Sohnes, der von Mörderhand fiel, zu beklagen hat, sein Zigarrengeschäft. Durch einen fauberen, einseitigen Laden gelangt man in die hinteren Räume, die aus zwei Stuben und Küche bestehen. Im Wohnzimmer stehen noch auf dem Tisch die Weihnachtstafel. Der unglückliche Vater erzählt, daß in der Vorhnacht die Hakenkreuzler, deren Verkehrslokal im Nebenhaus liegt, es offensichtlich auf einen Ueberfall abgesehen hatten. Nur zu oft waren gegen ihn und seinen Sohn schon früher Drohungen von den Hakenkreuzlern ausgestoßen worden. Sie hofften den stillen und ruhigen Mann, weil er ein Funktionär der Sozialdemokratie war. Sie hatten dem Sohn Rache geschworen, weil er das Abzeichen des Reichsbanners trug. Gegen 1/3 Uhr nahm das Verhängnis seinen Anfang. Niemand kam der Parteikaffierer Sch., der im selben Hause wohnt, von der Straße herein und hat durch Klappen an der Ladentür um Einlaß, da er von Hakenkreuzlern auf dem Heimweg bedroht worden sei. Sch. wurde eingelassen und der Ladenbesitzer ließ die Jalousien herunter, um zu verhindern, daß ihm die Scheiben eingeworfen werden. Es dauerte nicht lange, als die Ladentür unaufhörlich geräuschvoll herauf und heruntergedrückt wurde. Als Schneider nachsehen wollte, sah er vor seiner Ladentür mehrere Nationalsozialisten stehen. Einer der Burschen rief dem bejahrten Mann zu: „Komm raus, dich machen wir fertig.“ Die Lage für Schneider und seine Gäste, es handelte sich um nahe Verwandte, war so bedrohlich, daß der junge Schneider ans Telefon ging und das Reichsbannerlokal in der Allensteiner Straße anrief. Er bat um Hilfe, da die Nazis das Haus umstellt hätten. Gleichzeitig rief Schneider junior das Ueberfallkommando an. Als das Kommando erschien, hatte sich auf der Straße bereits eine Schiesserei abgepielt. Die Nazis hatten die Flucht ergriffen und dabei zwei bis drei Schüsse abgefeuert. Nach diesem Zwischenfall schien die Ruhe in der stillen Straße wieder hergestellt. Die Gäste Schneiders rüsteten zum Aufbruch. Man wollte die Verwandten, unter denen sich mehrere Frauen befanden, nicht allein gehen lassen und begleitete sie ein Stück die Straße hinunter.

Unglücklicherweise hatten die in der Wohnung Zurückgebliebenen, die Mutter des Ermordeten und zwei Schwestern, vergessen, die Ladentür abzuschließen.

Plötzlich trat ein kräftig gebauter Mann mit brauner Ledersack ein.

Der Mann, der die Hand in der rechten Hosentasche hielt, ging an den erschrockenen Frauen vorbei und durchschritt die beiden Zimmer. In der Schlafstube rief er ein Jackett vom Kleiderhaken. Es war ein Rock des jungen Schneider, an dem sich das Parteiabzeichen befand. Der Eindringling schleuderte die Jacke auf das Bett und rief, als Frau Schneider ihm aus der Wohnung weilen wollte: „Jetzt bin ich hier Herr im Hause.“ Er stieß die alte Frau beiseite, ging zur Küche weiter und rief die Tür zum Korridor, der zum Seiteneingang führt, auf. Nachdem der Bursche sich überzeugt hatte, daß von den Männern niemand in der Wohnung weilt, ging er wieder langsam nach dem Laden. In diesem Augenblick kam der junge Schneider, dicht gefolgt von seinem Vater, zurück. Auf den Alarmruf der Mutter, daß sich ein fremder Mann in der Wohnung befinde, wollte der junge Mensch nach hinten eilen.

Da trat ihm dem Bursche entgegen, rief eine Pistole aus der Tasche und drückte ab.

Die Kugel traf so unglücklich, daß der junge Schneider zusammenbrach. Der Täter flüchtete und entkam. Entkam in der ersten Verwirrung, da sich die alten Leute zuerst um ihr niedergeschlagenes Kind kümmerten. Auf der Straße vor dem Laden spielte sich dann die zweite Bluttat ab, die sich jetzt erst langsam durch Zeugenaussagen zu lichten scheint. Der Bankbeamte Herbert Graf, ein völlig unbekannter, der mit noch zwei Leuten, die Straße herunterkam und noch etwa 3 bis 4 Meter vom Laden entfernt war, brach von einer Kugel in die Stirn getroffen, leblos zusammen.

Zuerst schien es, und es ist noch nicht widerlegt, daß der Täter, der den jungen Schneider fastblutig niederknallte, auch der Mörder des Bankbeamten Graf sein mußte. Das scheint nach unseren Ermittlungen zweifelhaft. Von einer Zeugin, einem jungen Mädchen, das in einem Hause gegenüber wohnt, ist folgendes beobachtet worden.

Das junge Mädchen erzählt.

Auf der Straße war weit und breit niemand zu sehen, als der später getötete Graf und zwei Passanten, ein Herr H. und D., die ebenfalls in der Hufelandstraße wohnen, sich dem Hause näherten. Plötzlich krachte in der menschenleeren Straße der Schuß. Nach den Wahrnehmungen des jungen Mädchens kam der Schuß nicht von der Straße, sondern aus einem höheren Stockwerk des Hauses Hufelandstraße 30, in dem sich das Nazilokal befindet. Dort wohnt im 3. Stockwerk ein Hakenkreuzler, der beim Magistral angestellt ist und auch bei der letzten Wahl eine schwarzweiße Fahne mit eingekreistem Schandkreuz geführt hatte. Es muß sich bei der Obduktion des toten Graf ja feststellen lassen, aus welcher Richtung der Schuß abgefeuert worden ist. Der Verlauf des Schußkanals wird dann weiteren Aufschluß über den mutmaßlichen zweiten Mörder geben. — Eine nicht unerhebliche Rolle hat bei den nächsten Vorkommnissen der S. A. Führer Pessel gespielt, der mehr als einmal rief:

„Zurück oder ich schieße.“

Zeugen wollen in der rechten Hand des Mannes auch eine Pistole gesehen haben. Pessel ist ein früherer Forstbeamter.

Wie aus Reichsbannertreisen noch mitgeteilt wird, war durchgesickert, daß die Nazis auf das Reichsbannerlokal in der Silberrnacht einen systematischen Ueberfall geplant hatten. Es ging das Gerücht um, daß die Nazis „das Reichsbannerlokal mal richtig ausnehmen wollten“. Das Lokal hatte schon aus diesem Grunde verstärkten Schutz erhalten.

Im Reichsbannerlokal von Sawigki in der Allensteiner Straße sitzen die Kameraden der Ermordeten und erzählen von ihrem gefallenen Freund Willy... Schildern seine Menschlichkeit, sein Kameradschaftsgefühl, seine Ehrlichkeit und Opferbereitschaft... Und klagen die Mörder an... Die Erregung ist so groß, daß der besonnene Kameradschaftsführer seinen ganzen Einfluß aufzubieten muß, um die empörten Kampfgesossen Willy Schneiders von Unbesonnenheiten zurückzuhalten.

Der Kameradschaftsleiter weiß etwas recht Wertwürdiges vom Führer des Ueberfallkommandos zu erzählen. Als ihn der Reichsbannerfunktionär angesichts der beiden Ermordeten erjuchte, die Nazimörderhöhle, aus der der Schuß gekommen war, zu durchsuchen, zuckte der Führer die Achseln und wandte dem Reichsbannermann, ohne ein Wort zu sagen, den Rücken zu. — Hier wird wohl noch genauer nachzuforschen sein.

Der ermordete Bankangestellte Herbert Graf war ein Mensch, der viele Freunde, aber sicher keinen einzigen persönlichen Feind hatte... Ruhig, besonnen, lebenswürdig, ein überzeugter Sozialist und eine Persönlichkeit, die jedem Streit zutiefst abgeneigt war. Herbert Graf, der Neunundzwanzigjährige, war verlobt und stand kurz vor der Heirat...

Der Täter.

Der nachweislich den tödlichen Schuß auf den jungen Schneider abgegeben hat, wird übereinstimmend folgendermaßen beschrieben: Er war 1,68 bis 1,70 groß, hatte sehr breiten Oberkörper und trug eine braune Lederjacke. Volles volles Gesicht, mit einem kleinen dunklen Schnurrbart, sogenannte Fliege. Die Kopfbedeckung bestand aus einer hellen grauen Mütze, die Hofen hatten dunkle Farbe.

Mordhöhlen der Nationalsozialisten.

Der Mordmord an den Reichsbannerteuten Schneider und Graf zwingt u. a. zu folgender Betrachtung. Die Stammlokale der Nationalsozialisten wachsen sich je weiter je mehr geradezu zu einer öffentlichen Gefahr aus. Sie sind Brutstätten des Verbrechens, Ausgangspunkte politischer Bluttaten. Der Mordbube, der die beiden Reichsbannerteuten ums Leben gebracht hat, kam aus dem Verkehrslokal in der Hufelandstraße. Die Tottschlager im Röntgenlokal wurden telefonisch aus einer Berliner Nazikneipe herbeigeholt und von einer Röntgenlokaler Nazikneipe marschieren dann die geschlossenen Trupps gegen die Reichsbannerteute los. Das Stammlokal der Nationalsozialisten, „Ameise“, spielte eine Rolle bei der Ermordung des Zeitungshändlers Heimburger usw. usw. Wollte man die Bluttaten der Nazimörder allein aus dem letzten Jahre sich näher ansehen, so fände man immer wieder bald das eine, bald das andere hakenkreuzgestempelte Verkehrslokal als Ausgangspunkt des Mordes. So hätte die Polizei alle Ursache, diese Lokale unter die Lupe zu nehmen. Vielleicht wäre es angebracht, in ihnen von Zeit zu Zeit Razzien zu unternehmen, die Besucher dieser Lokale auf Waffen zu untersuchen und in einem oder dem anderen Falle diese Mordnestler auszuräumen, ähnlich wie dies mit den Kneipen um den Schlesischen Bahnhof geschieht. Die Lokale der Ringvereine und Zuhälter sind in Wirklichkeit viel ungefährlicher als die Kneipen der Nationalsozialisten. Es wäre auch allen Ernstes zu erwägen, ob nicht verstärkte Polizeipatrouillen sich öfter in der Nähe dieser Lokale zeigen sollten.

W. Soemann
U. Wähler
Unternehmer...

Sandow staunte, als er am Abend die Abschlüsse sah. „Mensch, das hatte ich dir nicht zugetraut!“ rief er aus. Dieses Lob des sonst so ruhigen und nüchtern überlegamen Mannes spornte Ludwigs Draufgängertum nur noch mehr an, und so machte er sich denn am nächsten Tage, einem Sonnabend, auf in die Höhle des Löwen. Wie einst vor zwanzig Jahren fuhr er gegen zehn Uhr vormittags beim Moritzplatz zu Himmelsbach. Er fand die alte Firma unverändert. Auch das Büro bot das gleiche Bild wie damals bei seinem ersten Besuch. Kein Möbelstück schien in der Zwischenzeit von der Stelle gerückt zu sein. Nur die Kontoristin hatte gewechselt. An Stelle der früheren, die hübsch und jung gewesen war, tippte jetzt eine an der Maschine, die noch jünger und noch hübscher war. Ludwig stellte das auf den ersten Blick fest. Nur Himmelsbach selber, der gleich nach Ludwig ins Büro kam, hatte sich bedeutend geändert. Immer noch elegant und gepflegt wie früher, immer noch mit viel zu vielen blühenden, glitzernden Ringen an den gepflegten Händen. Aber diese Hände waren nicht mehr voll und fleischig, sondern knochig. Sein Haar schimmerte grau wie ungeliebter Flaß. Dazu trug er einen goldenen Kneiser, der ihn sehr kleidete. Seine Kleidung jedoch: grauer, eleganter Rock, gestreifte Hose, Halbschuhe, über denen blühengelbe Samaschen wie große Farbsflecke saßen, gab ihm im Verein mit vornehm tuender Haltung das Ansehen eines alten Becken. Er sah beinahe so aus wie ein Lebemann in den Wählblättern. Ludwig hatte Mühe, bei seinem Anblick ein Lächeln zu verbergen. Himmelsbach, nachdem er seinen Spazierstock mit der schönen silbernen Krücke in die Ecke gestellt hatte sah Ludwig eine Weile überlegend an, grüßte dann, als habe er vergessen, den ihm zuerst gebotenen Gruß zu erwidern, und sagte dann näselnd und gedehnt: „Wir kennen uns doch. Wir scheinen, wir haben uns doch schon irgendwo gesehen? Wenn ich nur gleich wüßte, wen ich vor mir habe!“

„Ludwig Eisermann, Herr Himmelsbach!“
„Eisermann? Eisermann? Kenne ich nicht. Wüßte nicht, wann, wie und in welcher Form ich mit dieser Firma je in Verbindung gestanden hätte. Wo war doch gleich die Fabrik, bitte?“
„Früher in der Büttelstraße, Herr Himmelsbach. Jetzt in der Frankfurter Allee 307.“
„Ach ja, richtig, vorn im Haus befand sich ein Schuhler gleichen Namens.“
Himmelsbach zog den Stuhl an den Schreibtisch, setzte sich, stützte den Kopf in die Hand, um sich besser erinnern zu können und fuhr dann heftig auf:
„Ach so, Sie sind der Herr, der mich damals quasi aus seiner Werkstatt herausgeschmissen hat und der mich nachträglich noch so viel Geld für den Rechtsanwalt kostete. Und alles das nur, weil ich mir erlaubte, den Herrn an seine mir gegenüber eingegangenen Verpflichtungen zu erinnern! Um was handelte es sich gleich? Aha, ich hab's! Um einen Posten Schreibstisch, den mir der Herr noch liefern sollte. War's nicht so?“
„Ja!“ sagte Ludwig und lachte.
„Dann habe ich mit Ihnen nichts abzumachen, Herr...“ und Himmelsbach schnippte mit dem Zeigefinger seinen peinlich fauberen Kermesausschlag, um da ein loebes entdecktes Staubförmchen wegzubefördern.
„Was geschehen ist, ist vergessen!“ sagte Ludwig, „wenigstens von mir, Herr Himmelsbach!“
„Aber von mir nicht!“
„So? Dann eben nicht! Aber warum annoncieren Sie dann in den Fachblättern nach leistungsfähigen Firmen?“ antwortete Ludwig fast erbozt.
Himmelsbach wandte Ludwig voll seine zerknitterten Züge zu, und die Gläser seines Kneisers funkelten boshaft:
„Für mich kommen nur noch G r o ß j e r m e n in Betracht, Herr Eisermann. Ich habe es längst schon satt bekommen, mich mit kleinen Meistern herumzuschlagen. Bei mir geht alles nur noch kontraktlich. Schriftlich, verstehen Sie! Kontrakte, auf Grund deren ich die Leute verlangen kann, wenn Sie mir gegenüber ihre Lieferfristen nicht einhalten!“
„So, so...“ sagte Ludwig gedehnt.
„Ja, und Sie werden mir nicht leistungsfähig genug sein; denn damals, wissen Sie...“
Ludwig wurde ehrlich wütend über den näselnden, mäkelnden Ton des Großhändlers. Erbozt schlug er mit der Faust auf den Tisch:

„Zum Donnerwetter, Herr, bin ich hier, um mir Ihre sauren Moralpredigten anzuhören. Einmal muß doch das Gequatsche aufhören, auch bei Ihnen! Zeit ist Geld, besonders jetzt. Wollen Sie mit mir arbeiten oder nicht?“
Das Fräulein hatte bei Ludwigs Ausbruch mit Lippen aufgehört und starrte ängstlich auf den aufgeregten Menschen. Himmelsbach war in die äußerste Kontorecke zurückgewichen. Als er aber inne wurde, daß dem ersten Ausbruch kein zweiter nachfolgte, trat er auf Ludwig zu und sagte mit Würde:
„Sie scheinen auch draußen im Felde gewesen zu sein, wie ich merke. Die Leute sind heute alle so furchtbar aufgeregt. Das kann einen alten Mann wie mich direkt nervös machen. Lieber Freund, beruhigen Sie sich. Liebster, bester Herr Eisermann, wir werden vernünftig miteinander sprechen!“
Er schob Ludwig hinüber in das feudal eingerichtete Privatkontor und lud ihn ein, in einem der riesigen Ledersessel Platz zu nehmen.
Himmelsbach setzte sich ihm gegenüber und bot ihm zu rauchen an, Importen mit breiter Leibbinde.
Ludwig versank schier in der Polsterung.
Behaglich ließ sich Ludwig das edle Kraut schmecken, schlug ein Bein übers andere und blies, während der Großkaufmann redete und ihm die Lage erklärte, einen kunstvollen Rauchring nach dem andern.
Himmelsbach erzählte „im Vertrauen“, daß die Zeiten schlecht wären, sehr schlecht sogar. Aber in einigen Monaten würden sich die politischen Verhältnisse so kristallisiert und gefestigt haben, daß man mit Hochdruck an die Arbeit gehen könne. Gewiß, auch jetzt sei schon Bedarf genug vorhanden. Aber die Käufer wagten sich erst zaghaft heraus. Würde schon noch kommen, daß sie ihre Bedenklichkeit und ihre Vorsicht verlieren. Dann gäbe es einen Markt, der sich gewaschen hätte. Doch das Wichtigste sei der Absatz im Auslande. Wagonweise ließ sich die Ware ins Ausland verschleppen, falls sie billig genug wäre. Billig produzieren, sei die Parole. Nur Geduld. Nur etwas Zuhalten. Die deutsche Industrie würde schon wieder hochkommen, ja, sich zur ersten der Welt entwickeln. Nicht wahr?
Ludwig sagte zu allem „Ja!“ und freute sich, einem so wohlunterrichteten und weitblickenden Geschäftsmann gegenüber zu sitzen. Himmelsbachs Ansichten deckten sich zum größten Teil mit den seinigern. Behielt der Möbeshändler recht, so hatte er richtig kalkuliert.
„Wie groß ist denn ihr jetziger Betrieb?“ fragte schließlich Himmelsbach.
(Fortsetzung folgt.)

Nationalistischer Schimpfbold.

Veruft sich auf die Verfassung und schmäht die Republik.

Zu den Menschen, die die unerhörte wirtschaftliche Not der Zeit, an der die gesamte Arbeiterschaft und Angestelltenchaft leidet, nur als ihre persönliche Angelegenheit betrachten und sich zu Erweisen hinstellen lassen, gehört auch der 23jährige nationalsozialistische Angestellte Schmidt, der sich vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte wegen öffentlicher Beleidigung des Reichsarbeitsministers Stegerwald und Beschimpfung der Republik zu verantworten hatte.

Zum Glück griff Schmidt nicht, gleich dem Manne, der vor einigen Tagen im Reichsarbeitsministerium eingedrungen war, zur Waffe, sondern machte sich nur in Postkarten Luft. Sch. war am 1. Januar d. J. arbeitslos geworden. Die Arbeitslosenunterstützung genügt ihm nicht. Er wandte sich an verschiedene Verbände und Vorgesetzten mit der Bitte um Arbeit, wurde aber überall abgewiesen. Darauf schrieb er einen Brief an den Reichsarbeitsminister Stegerwald und bat unter Berufung auf die Reichsverfassung, die jedem Deutschen ein menschenwürdiges Dasein verbürge, ihm Arbeit zu verschaffen. Der Reichsarbeitsminister leitete den Brief weiter an den Präsidenten der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung und teilte Sch. dies mit. Der Präsident der Reichsanstalt erklärte sich für nicht zuständig und leitete auch seinerseits den Brief weiter. Sch., durch alle Widerwärtigkeiten in eine äußerst erregte seelische Verfassung geraten, schickte nun an den Arbeitsminister Stegerwald zwei offene Postkarten, in denen er nicht nur den Minister, sondern auch die Republik, auf deren Verfassung er sich loben zu lassen hatte, in unerhörter Weise beschimpfte. Den Minister nannte er einen großen Gefinnungsstumpen und einen Verbrecher. Von der Republik schrieb er, sie solle zum Teufel gehen, er pfeife auf die Republik. Während die Minister gut lebten, könnten die Arbeiter verhungern.

Der Staatsanwalt beantragte wegen Beschimpfung der Republik und öffentlicher Beleidigung des Ministers drei Wochen drei Tage Gefängnis. Das Gericht erkannte demgemäß, stellte aber dem Angeklagten Bewährungsfrist in Aussicht.

Rassenräuber in Ostfriesland.

Überfall auf eine Sparkasse. — 10 000 M. erbeutet.

Emden, 2. Januar.

Auf die Spar- und Darlehenskasse in Marienhafen (Ostfriesland) wurde ein Raubüberfall verübt. Den Tätern — es handelt sich um drei Personen — sollen nach ersten Mitteilungen rund 10 000 Mark in die Hände gefallen sein. Einzelheiten fehlen noch. Auf Benachrichtigung von Landrägen hat sich eine Anzahl von Emdener Kriminalbeamten nach dem Tatort begeben.

Einsam gestorben!

Beim Nachtlager auf der Treppe vom Tode ereilt.

Das Sterbedeck der Heimaltofen in der Weststadt ist hart und von keiner Liebe gepflegt. Der da gestern auf dem obersten Treppenaufgang des Hauses Demminer Straße 28 tot aufgefunden wurde, war ein alter Mann. Man vermutet, daß es sich um einen Bettler handelt, der auf dem Boden nächtigen wollte. Neben dem Alten lagen noch etwas Brot und einige Wurststücke. Er hatte sich mit seinem Mantel zugedeckt. Die Kriminalpolizei zog einen Arzt zu Rate, der feststellte, daß der Mann vermutlich einem Herzschlag erlegen ist. Ein fremdes Verbrechen kommt jedenfalls nicht in Betracht. Die Leiche des Unbekannten wurde beiseitegenommen und dem Schauhause zugeführt. Der Tote ist etwa 60 bis 65 Jahre alt.

Der Schuß aus dem Hinterhalt.

Ein seltsamer Vorfall spielte sich gestern in einer Partierwohnung im Hause Am Lügow 16a in Charlottenburg ab. In der Küche meiste dort die 18jährige Erna K. zusammen mit einem 23jährigen Gerhard N. aus der Wallstraße 41 in Charlottenburg. Ein noch unbekannter Mann hatte sich in die Wohnung einzuschleichen und durch die Tür einen Schuß in die Küche abgefeuert. Das Mädchen wurde von der Kugel in den Oberarm getroffen. Die Angeschossene fand im Westend-Krankenhaus Aufnahme. Ob es sich um den Raubakt eines abgewiesenen Diebhabers handelt, ist noch Gegenstand der polizeilichen Untersuchung.

Schweres Bobunglück in Oberhof.

In Oberhof ist die Bob-Mannschaft des Berliner Schlittschuhclubs mit Bob Nr. 13 verunglückt. An der Kronprinzengrube sauste der Bob über die Pflasterung hinaus und landete im Nichtiggebüsch. Die Verletzungen waren recht erheblich. Einem Mann war der Fuß zerschmettert, ein anderer hatte schwere Schulter- und Armbverletzungen erlitten, während bei einem dritten ein Nervenschlag eingetreten war. Berliner Bartelgenossen, die im benachbarten Lorenzpark Erholung suchen, leisteten erste Hilfe.

Prozeß um ein Titelblatt.

Ein Kongreß von Künstlern und Kunstschreibern fand vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte statt. Das Gericht hatte darüber zu entscheiden, ob ein Titelblatt als unzüchtig zu betrachten sei. Die Staatsanwaltschaft hatte ein Verfahren auf Unbrauchbarmachung der Titelzeichnung von Wilhelm Haber zu einer Broschüre „Blutwunder und Liebeswahn“, deren Verfasser Dr. Felix Teichhaber ist, eingeleitet. Die Titelzeichnung versucht, den Zusammenhang zwischen Erotik und mystischer Ekstase zu symbolisieren. Zu der gestrigen Verhandlung waren nicht weniger als 10 Sachverständige geladen, darunter Professor Ludwig Deitmann, Professor Sandhult, Professor Hans Wollschel, Dr. Max Dehorn, Dr. John Schikowski, Klaus Bringsheim, Eugen Spiro. Das Gericht beschloß die Unbrauchbarmachung der Titelzeichnung.

Spende für kinderreiche Familien

Der Verband der Berliner Fleischwarenfabriken E. V., Berlin-Schöneberg, hat der Stadt Berlin die Lieferung von 40 Zentner geräucherter Magerrippe zugesagt. Diese Spende bietet den Bezirkswohlfahrts- und Jugendämtern die Gelegenheit, eine Anzahl bedürftiger kinderreicher Familien eine besondere Beihilfe zu leisten.

Junge Menschen als Räuber.

Wie aus Erwerbslosen Verbrecher wurden.

Die Verbrechen, die ihren Ursprung in der wirtschaftlichen Not haben, nehmen zu: Es vergeht fast keine Woche, in der nicht von ein, zwei oder mehreren Raubüberfällen berichtet würde. In der Regel sind es junge Leute, unvorbestraft oder mit nur ganz geringen Vorstrafen. Unerfahren in Verbrechen hoffen sie durch pflichtige Liebertrumpfung ihres Opfers leicht zu Beute zu kommen. Die Gemeingefährlichkeit des Treibens liegt auf der Hand. So beklagenswert das Schicksal dieser jungen Leute auch sein mag, so beunruhigend ihr Tun für die Öffentlichkeit. Die Gerichte glauben, mit harten Strafen abschreckend wirken und diesem Treiben Einhalt bieten zu können. Auch die Schnellschöffengerichte, die seit dem 1. Januar d. J. in Funktion getreten sind, werden sich nicht zuletzt mit Raubüberfällen zu befassen haben. Schon die erste Sitzung des Schöffengerichts am gestrigen Tage sah zwei solche jugendliche Räuber auf der Anklagebank. Der Fall war verhältnismäßig harmlos.

Zwei junge Burtschen aus Deutsch-Polen, seit Jahren in Berlin in Arbeit, mit unbedeutenden Vorstrafen, werden im Dezember erwerbslos. In der Nacht vom 28. zum 29. Dezember 1930 spielen sie Billard, und trinken mehr Alkohol, als es ihnen gut tut. Gegen 3 Uhr befinden sie sich auf dem Heimwege. Der Krift der Plaza, Kavalla, gleichfalls reichlich bezecht, öffnet gerade die Tür seines Hauses, als er einen Schlag über den Kopf erhält. Er fällt, wie seine Taschen durchsucht werden und bleibt betäubt liegen. Sein Stallmeister, der im nächsten Augenblick hinzukommt, stolpert über seinen Körper, sieht drei Leute davongehen, fragt sie, ob sie nicht jemanden haben flüchten lassen und erhält eine verneinende Antwort. Gleich darauf machen sich aber die drei jungen Leute aus dem Staube, zwei werden gefaßt, der eine läßt einen Selbstbinder und Taschentuch fallen, bei dem anderen findet man

auf der Wache eine Krawattennadel und ein Etui mit Brille — alles Eigentum des Kriftens Kavalla. Die jungen Leute bestritten gestern vor Gericht, die Täter zu sein. — Trotz der schweren Indizien. Das Gericht verurteilte sie dem Antrage des Staatsanwalts gemäß zu neun Monaten Gefängnis.

Der Überfall auf den Konsum.

Schlimmer lag der Fall vor dem Schöffengericht Wedding. Hier war der jugendliche Räuber noch jünger; bei Begehung der Tat zählte er noch nicht 20 Jahre. Eben erst war er wegen eines Diebstahls unter Zuhilfenahme einer Bewährungsfrist zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden, als er auf den unflinigen Gedanken kam, ohne Komplizen, mit einem schwarzen Strumpf als Maske vor den Augen und einer Pistole in der Hand, die Kasse der Filiale Reinickendorf der Konsumgenossenschaft auszuspündern. Er drang in den Laden, rief dem Geschäftsführer mit vorgehaltenem Revolver zu: Hände hoch, das Geld heraus! Dieser wies ihn an den Kaffierer, der Kaffierer gab ihm einen Schlüssel, der zur Kasse nicht paßte, und während der Räuber vergeblich die Kasse aufzuschließen versuchte, wurde er von den Angestellten gepackt. Zwar richtete der Kaffierer auf einen der Angestellten seine Pistole, drückte sie sogar ab, die Waffe war aber nicht geladen. Vor Gericht sah man einen Burtschen, der nicht fonderlich nach einem Räuber aussah. Den Revolver wollte er in einem Park gefunden haben. Mit dem erhofften Gelde wollte er sich ein Paar Stiefel kaufen und seinen nächsten Tage stattfindenenden 20. Geburtstag feiern. „Ich dachte ja nicht, daß sie mir dabei kriegen“, sagte er. Sie hatten ihn doch gekriegt. Nun wird er seine Dummheit mit einem Jahr drei Monaten Gefängnis und drei Jahren Ehrverlust zu büßen haben.

Arbeiterbildungsschule, Kreis Friedrichshain

Unsere Arbeit von Januar bis März

1. **Arbeitskreis Bernstein.** Jeden Sonnabend von 19 $\frac{1}{2}$ Uhr bis 21 $\frac{1}{2}$ Uhr im Jugendheim, Tilsiter Straße 4. Thema: **Unser Tageskampf um Sozialismus und Staat.**

Die Reichsverfassung in Theorie und Praxis — Die Krise der Demokratie und des Parlamentarismus — Der Versailler Vertrag und der Young-Plan — Deutschland im europäischen Staatensystem. Erweiterung und Ergänzung vorbehalten. Gemeinsamer Besuch der Vorträge an der Sozialistischen Hochschule. Beginn am 10. Januar.

2. **Arbeitsgemeinschaft I. P. Mayer.** Jeden Dienstag von 19 $\frac{1}{4}$ Uhr bis 22 Uhr in der Schule, Rigauer Straße 8, Zeichenaal. Thema: **Der Kampf der politischen Parteien um den Staat.**

Die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zusammenhänge der Gegenwart — Arbeiter, Angestellte, Mittelstand — Die Programme der politischen Parteien — Ihre Stellung zur politischen Praxis — Nationalsozialisten, Kommunisten, Zentrum — Politische Schulung der Teilnehmer für die Agitation in Betrieb, Büro und Werkstatt. Beginn am 13. Januar.

3. **Arbeitsgemeinschaft Dora Fabian.** Jeden Freitag in der Schule, Petersburger Straße 4, Zimmer 6, von 20 bis 22 Uhr. Thema: **Die Weltwirtschaft in der Nachkriegszeit.**

Entwicklung des modernen Imperialismus — Kampf um die Rohstoffe und Absatzmärkte — Verschiebung des Schwerepunkts von Europa nach den Vereinigten Staaten — Die Industrialisierung der überseeischen Länder — Kolonialpolitik des englischen Imperiums — Der Befreiungskampf der unterdrückten Nationen — Die Stellung der Internationalen. Beginn am 16. Januar.

Je 8 Abende, Teilnehmergebühr für jeden Kursus 2.— Mark, Jugendliche 1.—, Erwerbslose frei. — Wir bitten die Genossinnen und Genossen des Bezirks Friedrichshain um recht zahlreichen Besuch.

Der Kreisbildungsausschuss.

Bergehen an der Tochter.

Nach der Tat mißlungener Selbstmordversuch.

Vor etwa drei Wochen sprach die Potsdamer Strafkammer den 39jährigen Landwirt und Obstzüchter Max Haase aus Glindow von der Anlage der Blutschande frei, nachdem ihn das Potsdamer Schöffengericht vorher in dieser Sache zu einem Jahr sechs Monate Zuchthaus verurteilt hatte. Die beiden Töchter des Angeklagten im Alter von vierzehn und achtzehn Jahren hatten ihn auf das schwerste belästigt. Der Angeklagte war nach seiner Freisprechung wieder zu seinen Kindern gezogen und lebte mit ihnen zusammen, da seine Frau in der Irrenanstalt ist. Am Silvesterabend erlitten seine 18jährige Tochter Hedwig bei ihrem Vormund, einem Lehrer in Glindow, und erzählte ihm

weilend, daß der Vater sich wieder an ihr vergangen habe, und zwar in demselben Bett, in welchem ein 17jähriges Brüderchen lag. Die Polizei sowie ein Arzt begaben sich sofort in die Wohnung des Landwirts, der aus einem Fenster flüchtete. Im Garten versuchte sich Haase dann mit einem Rasiermesser den Hals zu durchschneiden. Die Beamten rissen ihm das Messer weg, Haase wurde in ein Potsdamer Krankenhaus gebracht und von dort als Untersuchungsgefangener in das staatliche Lazarett in der Schornhorststraße in Berlin übergeführt.

Todessturz eines Kranken.

Von einem Glasdach zerschmettert.

Köln, 2. Januar. (Eigenbericht.)

Heute nachmittag stürzte sich in einem hiesigen Krankenhaus ein Kranker aus dem zweiten Stockwerk auf den Hof. Er fiel durch ein Glasdach und wurde so schwer verletzt, daß er nach einigen Stunden verstarb. Der Unglückliche ist vor einiger Zeit operiert worden, jedoch hat sein Zustand zu Bedenken keinen Anlaß gegeben. Heute nachmittag schickte er die Krankenschwester heraus, um Erschlagnisse zu holen. Als die Schwester zurückkam, war der Kranke verschwunden.

Die erste Abrechnung der Getränkesteuer.

Nach der Getränkesteuerordnung der Stadt Berlin hat bis spätestens zum 10. Januar 1931 erstmalig die Abrechnung und Zahlung der Getränkesteuer zu erfolgen.

Da zu erwarten ist, daß bei der ersten Abrechnung und Zahlung der Getränkesteuer ein großer Teil der Steuerpflichtigen persönlich zum Steueramt kommen wird, wird den Steuerpflichtigen zwecks Vermeidung längerer Wartens in ihrem eigenen Interesse empfohlen, die Einreichung der Steuererklärung und Zahlung der Steuer nicht bis zum letzten Tage (10. Januar 1931) aufzuschieben, sondern nach Möglichkeit schon in den ersten Januar Tagen zu bewirken.

In Ausnahmefällen kann auf besonderen Antrag, der an das zuständige Bezirkssteueramt zu richten ist, die Frist zur erstmaligen Abrechnung und Zahlung über den 10. Januar 1931 hinaus verlängert werden.

Sprechstunde für proletarische Feiertunden Sonntag, den 4. Januar, vormittags 10 Uhr, in der Arbeiterbildungsschule, Lindenstr. 3, Hof, 2. Tr. rechts, Nebungstunde. Es wird geprobt für die Schulleiter, daher müssen alle pünktlich kommen.

Durch Explosion gerettet!

Raffinierter Mordanschlag am Bruder — Gasrohr im Schlafzimmer.

Es ist unglaublich, welche Schlaueheit, welches Raffinement oft Verbrecher bei der Begehung ihrer Taten erwideln. Ein besonderes Beispiel von Raffinesse zeigte der Kaufmann Fritj Braunstein, als er seinen Bruder, nach dessen Vermögen er trachtete, beseitigen wollte.

Braunstein hatte sich vor dem Schwurgericht in Sothar wegen versuchten Totschlages zu verantworten. Beispiellos ist die Art, wie er bei seinem Vorhaben zu Werke ging. Er glaubte es besonders geschickt anzupacken, wenn er den Anschein erweckte, sein Bruder habe Selbstmord verübt. Die Verhandlung enthielt nun die Einzelheiten der geplanten Tat.

In Abwesenheit seines Bruders Hermann hatte Braunstein ein Gasrohr in dessen Schlafzimmer geleitet, durch das er, als sein Bruder zu Bett gegangen war, Gas ausströmen ließ.

Der Schlafende wäre unweigerlich vergiftet worden,

wenn nicht ein Zufall den vermeintlichen Selbstmordversuch im letzten Augenblicke vereitelt hätte. Braunstein hatte damit gerechnet, daß in der allgemeinen Aufregung, die nach der Aufdeckung der Tat entstanden wäre, niemand nach der Herkunft des Gases forschen würde und somit sein schändliches Verbrechen unentdeckt bliebe. Er wollte, sobald sich Arzt und Feuerwehr aus dem Hause entfernt hätten, das Gaszuführungsrohr wieder entfernen.

Es kam jedoch anders.

Braunsteins Schwägerin hatte des Abends bei Bekannten einen Besuch gemacht. Als sie nach Hause kam, nahm sie in der Küche

einen verdächtigen Gasgeruch wahr. Das elektrische Licht funktionierte nicht. Gedankenlos entzündete sie ein Streichholz — es gab einen Knall! — glücklicherweise richtete jedoch die Explosion keinen größeren Schaden an. Hermann Braunstein erwachte und wurde dadurch vor dem Tode bewahrt. Bald waren Feuerwehr und Polizei zur Stelle. Nach wenigen Minuten hatte man im Fußboden des Schlafzimmers das Loch entdeckt, durch das das Gas ausgeströmt war. Man holte schnell einen Sachverständigen, um den Verlauf des Rohres zu verfolgen. Als dieser aber kam, war das Rohr bereits verschluckt. Der Täter hatte es inzwischen heimlich entfernt.

Als man Hermann Braunstein hieron Mitteilung machte, meinte er sofort: „Das lang nur mein Bruder Fritj gewesen sein!“ — Dieser leugnete mit aller Entschiedenheit, so daß der vernehmende Polizeibeamte die Untersuchung abbrach und das Haus verließ. Kaum war er fort, als Hausbewohner auf dem Dach des Braunsteinschen Hauses eine verdächtige Gestalt bemerkten. Wieder wurde die Polizei alarmiert. Zwei Beamte nahmen die Verfolgung auf und verhafteten schließlich Fritj Braunstein, bei dem man auch das Gasrohr fand.

Nun legte er ein umfassendes Geständnis ab. Er gab die Tat in vollem Umfang zu. Als Grund bezeichnete er Erbittertheit. Infolge einer Auseinandersetzung mit seinem Bruder sei er so in Erregung geraten, daß er beschloßen habe, den Bruder zu beseitigen. Das Gericht verurteilte den Angeklagten wegen versuchten Totschlages zu vier Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust.

Ueber die Weltkrise zur Vernunft.

Die Konjunkturuntersuchung der Reichskreditgesellschaft.

Die Reichskreditgesellschaft hat jetzt zum 1. Januar ihren konjunkturpolitischen Halbjahresbericht veröffentlicht. Mit der früheren Berichten eigenen Gründlichkeit und Offenheit werden auch diesmal wieder die wirtschaftlichen Zusammenhänge, die Ursachen der jetzigen Weltkrise und die Möglichkeiten ihrer Bekämpfung erörtert.

Die Reichskreditgesellschaft sieht die tiefsten Ursachen der Weltwirtschaftskrise darin, daß der Warenaustausch mit der Steigerung der Produktionsfähigkeit im letzten Jahrzehnt nicht Schritt halten konnte. Der Bericht sagt hierzu:

„Die Produktionsfähigkeit ruht über den Vorkriegsstand hinaus, der Austausch der Leistungen bleibt hinter ihm zurück. Für diesen Mangel zählt die Welt mit Arbeitslosigkeit und Entbehrungen. Sie zählt in verschiedenen Ausmaßen je nach der Abhängigkeit des Landes... Aufgabe des laufenden Jahrzehntes ist es geworden, den Rückstand zu beseitigen, Produktionsfähigkeit und Leistungsaustausch gleichmäßig zu entwickeln.“

Der Bericht sieht also, wie dies auch von uns immer wieder betont wurde,

in der auseinanderfallenden Sphäre

zwischen den übersteigerten Leistungen des Produktionsapparates in der ganzen Welt und dem durch mangelnde Störungen kranken und geschwächten Güteraustausch die wahren Ursachen der jetzigen Leidenszeit.

Bleibt die Frage der Kapitalbewegung, der die Reichskreditgesellschaft als Bankunternehmen ihre ganz besondere Aufmerksamkeit widmet. Die mangelhafte internationale Zusammenarbeit führt der Bericht, allerdings mit vollem Recht, zum großen Teil auf die ungewöhnlichen und zuweilen wirtschaftlich sinnlosen Kapitalbewegungen zurück, die die wirtschaftliche Welt zwingen, einen Teil ihrer Kräfte brachliegen zu lassen und Not aus Ueberfluß zu schaffen. In diesem Zusammenhang heißt es:

„Unzweckmäßig ist in erster Linie jede Kapitalbewegung, die Kapital von den Stätten des Angebots zu solchen des Ueberflusses bringt, anstatt es den ungeheuren Weg zu führen.“

Unzweckmäßig und den Wohlstand der Welt herabdrückend sind deshalb

Die Reparationszahlungen.

die eine einseitige Kapitalabgabe eines Landes des Kapitalbedarfs an Länder des Kapitalüberflusses darstellen. Unzweckmäßig sind sie insbesondere, wenn die die Zahlung empfangenden Länder keine Verwendung für das empfangene Kapital haben und deshalb ihre Uebertragung in Gold verlangen, das sie ausschütten und damit für die übrigen Länder, die seiner bedürfen, verteuern.“

Neben den Reparationszahlungen greift der Bericht an unwirtschaftlichen und schädlichen Kapitalwanderungen besonders die Kapitalfucht aus Deutschland, die Zurückziehung französischer Guthaben aus aller Welt und den Zustrom internationaler Kapitalien nach den Märkten der Vereinigten Staaten zu rein spekulativen Zwecken heraus. Der Bericht kommt hierbei zu dem Schluß, daß es möglich sein muß, in die internationalen Wanderungen des Kapitals ebenso Ordnung hinein zu bringen, wie es andererseits möglich gewesen ist, den Produktionsapparat der Welt im Laufe des letzten Jahrzehnts wieder in Ordnung zu bringen. Voraussetzung für diese Neuordnung sei aber eine vertrauensvolle internationale Zusammenarbeit, sowie Herstellung und Befestigung internationaler Sicherheit.

Mit einer Fülle von Zahlen und graphischen Darstellungen ist der Kern der Untersuchung über die Entwicklung der Produktion und der Preise, Löhne, Arbeitslosigkeit und Kaufkraft versehen. Die industrielle Produktion ist im Verlauf des letzten Jahres nahezu in der ganzen Welt und fast ohne Unterbrechung gesunken. Eine Ausnahme machte in Europa im ersten Halbjahr nur Frankreich, das aber seit dem Sommer sich gleichfalls, wenn auch in erheblich langsamerem Tempo, der allgemein rückgängigen Entwicklung anschloß. Es ist jetzt an der Jahreswende noch nicht zu erkennen, ob die Produktion in Deutschland und in anderen Ländern bereits

ihren Tiefstand erreicht

hat, oder den gegenwärtigen Stand noch unterschreiten wird. Dagegen ist es wahrscheinlich geworden, daß der Produktionsgang — ruhige und weltpolitische Entwicklung vorausgesetzt — spätestens im Laufe des Jahres 1931 sein Ende finden wird.

Das Mißverhältnis zwischen Produktions- und Absatzfähigkeit hat Preiseinbrüche auf den verschiedensten Gebieten zur Folge gehabt. Diese Bewegung hat alle Länder ergriffen. Sott die Kluft zwischen Erzeugung und Absatz verringert werden, so gibt es keinen anderen Weg als Preisentzug und Ordnung der internationalen Kapitalwanderung. Besonderes Gewicht muß hierbei auf diejenigen Wirtschaftsgruppen und Länder gelegt werden, die an und für sich einen großen, aber nicht kaufkräftigen Bedarf haben.

Wesentlich ist die Untersuchung über die Preisentwicklung in Deutschland, wo sich das Preisniveau gegenüber dem Druck der Krise am widerstandsfähigsten verhält. Die Forderung der Reichskreditgesellschaft, die inländischen Preise entkoppeln den Weltmarktpreisen anzupassen, ist hauptsächlich

an die Adresse der deutschen Kartelle

gerichtet. — Bei freiem Wettbewerb vollziehe sich der Preisabbau vielleicht mit Uebertreibungen von selbst. Wo Preisbindungen bestehen, müssen die preisfestsetzenden Stellen den Preisabbau bewußt herbeiführen, wollten sie nicht ihre Aufgabe verkennen, der großen Linie der Entwicklung besser Rechnung zu tragen, als es der freie Markt könnte. Nur eine schnelle und ausreichende Preisherabsetzung ist geeignet, die Nachnahmensucht anzuregen und den Kreis der Käufer wieder zu erweitern.

Die anhaltenden Lohnkämpfe der letzten Wochen haben es mit sich gebracht, daß die Untersuchung der Reichskreditgesellschaft auf diesem Gebiet hinter den bereits vollenommenen Zustand herhinkt. Aber auch die Feststellungen des Berichts, daß die Lohnzahlungen auch an die in Arbeit verbliebenen Beschäftigten bei wenig veränderten Tariflöhnen mehr oder weniger erheblich gesunken seien, weisen deutlich auf die schon seit einem Jahr im Gange befindlichen Attaken auf die Löhne hin. In diesem Zusammenhang ist die Bemerkung merkwürdig, daß trotz der Kaufkraftminderung zunächst sich nur ein unwesentlicher Verbrauchsrückgang einstelle. Erst bei sehr starkem Druck gebe der Verbrauchswille nach, was dann zu einer allmählichen Wand-

lung vom verfeinerten zum gröberen Lebensgenuß führe. Diese Feststellungen scheinen uns durch

die Entwicklung der Krise und des Verbrauchs

im letzten Jahr bestätigt zu sein, und wenn der Bericht der Reichskreditgesellschaft weiterhin sagt, daß Verbrauchsschwankungen weniger Konjunkturschwankungen als Konjunkturfolgen sind und infolgedessen ein weiterer Verbrauchsrückgang im nächsten Jahr nicht ausgeschlossen ist, so wird man ihm auch hierin in gewisser Hinsicht zustimmen können. Jedenfalls bestätigt die Reichskredit damit, daß die Lohnabbauaktionen schwerwiegende Folgen für den Verbrauch im nächsten Jahr haben werden.

In dem Ausblick des Berichts wird nochmals auf die Notwendigkeit einer schnellen Anpassung der politischen Verpflichtungen, deren fixe Last die schwerste sei, an die veränderten Leistungen und Werte gefordert. Ohne daß sich der Bericht auf ein Prophezeiung festlegt, wird ausgesprochen, daß die sich über die ganze Welt erstreckenden Wertverschiebungen und Preiselstürze und damit auch die Dispositionstörungen noch nicht überall beendet sein dürften.

In Deutschland sind Reich, Länder und Gemeinden mit großer Anstrengung am Werke, die Ordnung der öffentlichen Finanzen sicherzustellen, und damit eine der

Ursachen mangelnden Vertrauens

und Kapitalausgleiches in Deutschland zu beseitigen. Aufgabe der Unternehmungen ist es, den Leerlauf der Betriebe zu vermindern. Dazu bedarf es, bei der gegenwärtigen Ungunst der Kapitalbewegungen, harter, zielbewußter Arbeit und Opfer aller an der Produktion Beteiligten. Jede Verbesserung des Beschäftigungsgrades jedoch, die sie ermöglichen, beeinflusst, indem sie das Vertrauen zu Deutschland erhöhe, die Bewegung der Kapitalien zu Deutschlands Gunsten.

Ueber 10 Milliarden Spareinlagen.

Günstige Entwicklung der Spartätigkeit.

Wenn auch die Endzahlen für die Monate November und Dezember noch nicht vorliegen, so kann man doch schon mit einiger Sicherheit den Bestand der Einlagen bei den deutschen öffentlichen Sparkassen angeben: er betrug am Jahresende 1930 etwa 10,4 Milliarden gegen rund 9 Milliarden am Anfang des Jahres. Die Zunahme im Jahre 1930 belief sich also auf 1,4 Milliarden, während sie im Jahre 1929 noch 2 Milliarden ausmachte. Dieser Rückgang ist aber nicht die Folge eines Rückgangs der Spartätigkeit, sondern einer starken Steigerung der Auszahlungen. Gemessen an der durchschnittlichen Jahreszunahme in der Vorkriegszeit von etwa 800 Millionen Mark muß der Einlagenzuwachs im Jahre 1930 als durchaus günstig bezeichnet werden; allerdings scheint die Periode des Wiederaufbaus in den ersten Jahren nach der Inflation mit den andermal hohen Ziffern des Spareinlagenzuwachses brendet zu sein.

Die Stärke der Spartätigkeit zeigt sich darin, daß die Einzahlungen in acht der ersten zehn Monate von 1930 die Ziffern des Jahres 1929 übertrafen. Die Verschärfung der Wirtschaftskrise bewirkt andererseits, daß die Auszahlungen im Jahre 1930 dauernd höher als im Jahre 1929 waren. Fast scheint es so, als ob bei den Auszahlungen ein Umschwung eintritt: im November blieben nämlich die Auszahlungen der preussischen Sparkassen nicht nur unter allen anderen Monatsziffern des Jahres 1930, sondern auch unter den Zahlen für die meisten Monate des Jahres 1929. Daß diese Tendenz sich durchsetzt, ist dringend im Interesse des Kapitalmarktes und einer besseren Kapitalversorgung der Wirtschaft zu wünschen.

Elektrokraft auf dem Balkan.

Ausdehnung internationaler Elektrizitätsgesellschaften.

Ungeachtet der Krise werden in den südosteuropäischen Ländern große elektrizitätswirtschaftliche Arbeiten eingeleitet, durchweg unter Führung großer Finanzierungsgesellschaften. In einigen Fällen handelt es sich um außerordentlich umfangreiche Projekte, ein Zeichen für den Optimismus der beteiligten Kapitalisten.

In Jugoslawien hat sich z. B. der schwedische Asea-Konzern in den Besitz großer nordserbischer Elektrizitätswerte gesetzt und verhandelt nunmehr mit einer Reihe weiterer Städte über die Erwerbung von kommunalen Elektrizitätswerken. Es ist die Absicht des schwedischen Konzerns, das gesamte nordserbische Donaugebiet einheitlich mit Strom zu versorgen und in der Nähe von Belgrad ein neues Großkraftwerk zu errichten. Insgesamt sollen hierfür nicht weniger als 200 bis 250 Millionen Mark aufgewandt werden. Durch Ausbau der Verteilungsnetze, Nationalisierung der Elektrizitätserzeugung und -versorgung, allgemeine Senkung der Stromkosten, erhoffen die Unternehmer eine starke Hebung des allgemeinen Elektrizitätsverbrauchs. Es handelt sich bei dem genannten schwedischen Konzern um den größten Elektrokonzern Schwedens, in dem der Hauptteil der starkstromtechnischen Fabrikation seines Landes zusammengefaßt ist und der außerdem an zahlreichen elektrizitätserzeugenden Gesellschaften des Auslands beteiligt ist. Durch diese Beteiligungen schafft sich der Konzern große Absatzgebiete für seine Erzeugnisse.

In Rumänien dehnt die Hydrofina-Gruppe, die dem Schweizerischen Elektrokonzern Brown Boveri nahesteht, aus gleichen Motiven ihr Interessengebiet immer stärker aus. Daneben interessiert sich die amerikanische Electric Bond and Share Co. für den Ausbau der Bukarester Elektrizitätsversorgung. Es ist dies das erstmal, daß dieser große amerikanische Elektrokonzern, der in Nord-, Mittel- und Südamerika, in China und Indien große Elektrizitätswerke kontrolliert, in Europa Fuß fassen will. Die Electric Bond an Share Co. arbeitet gemeinsam mit der General Electric Co., dem größten Elektrokonzern der Vereinigten Staaten.

In Ungarn hat die Züricher Elektro-Bank gemeinsam mit der größten ungarischen Kohlegesellschaft, der Sziget-Tarjaner Steinkohlenbergwerk A.-G. eine neue Gesellschaft (Hungaria Elektrizitász A.-G.) mit 10 Millionen Pengö Aktienkapital gegründet, die sich ein großes einheitliches Versorgungsgebiet schaffen will. Daneben zeigt die italienisch-belgisch-amerikanische Finanzierungsgruppe, an deren

Spitze der frühere italienische Finanzminister Graf Bolpi steht, großes Interesse für die Erwerbung ungarischer Elektrizitätsgesellschaften. Amerikanische und italienische Gruppen beabsichtigen auch in Griechenland den Bau großer Wasserkraftwerke.

Die südosteuropäischen Länder haben bisher den Hauptteil ihres Bedarfs an elektrischen Erzeugnissen durch Einfuhr aus Deutschland gedeckt. Es ist für die genannten Schweizerischen, schwedischen, amerikanischen und italienischen Gruppen ein wichtiger Beweggrund zu den großen Elektrizitätsprojekten, für die Erzeugnisse der ihnen nahestehenden elektrischen Firmen Absatzgebiete zu organisieren. Ob und in welchem Umfang hierdurch der bisher überorganisierte deutsche Anteil an der elektrischen Einfuhr dieser Länder verringert wird, bleibt abzuwarten. Bemerkenswert für die Lage auf dem Schwachstromgebiet ist die aus Belgrad kommende Meldung eines französischen Organs, monach Siemens u. Halske gemeinsam mit der größten amerikanisch-internationalen Fernsprechkonzern III. (Internationale Telephone and Telegraph Corporation) der südslawischen Regierung den Bau eines Fernsprechnetzes vorgeschlagen hat, allerdings zu einem Preis, der der Belgrader Regierung zu hoch zu sein scheint. Das gemeinsame Vorgehen des Siemens-Konzerns mit dieser Gesellschaft ist um so interessanter, als bekanntlich die Siemens-Gruppe mit der deutschen Untergruppe des genannten Konzerns, der Standard Elektricitäts-Gesellschaft (an der auch die A.G. beteiligt ist), im übrigen noch im scharfen Wettbewerb steht. Eine Zusammenarbeit zwischen Siemens und der I.T.T.-Gruppe würde für den Weltmarkt die Schaffung eines schwachstromtechnischen Monopols bedeuten, zumal die I.T.T. der Western Electric nahesteht und Siemens u. Halske sowohl mit Siemens Brothers (England) in Interessengemeinschaft steht als auch in letzter Zeit vielfach mit dem schwedischen Schwachstromkonzern Ericsson zusammengearbeitet hat.

Stückfluß der Kartelle.

Landwirte gegen einseitigen Lohnabbau.

In der „Ernährungs-Wirtschaft“, einer für rechtsagrarische Kreise bestimmten Halbmonatschrift, beschäftigt sich Gutsbesitzer P. Squenz mit dem Kartellung und der Frage der Reallohne. Squenz kommt zu folgenden Schlüssen:

„Es ist unmöglich, daß die Industrie noch länger alleiniger Nutznießer der Rationalisierung bleibt, wenn die Landwirtschaft daneben am Leben bleiben soll, denn der durch Gehalts- und Lohnabbau erzeugte Preisdruck muß sich zwangsläufig auf die landwirtschaftlichen Erzeugerpreise auswirken. Wir meinen, daß es die vornehmste Aufgabe der Regierung wäre, ihr Augenmerk auf den deutschen Binnenmarkt zu richten und dafür zu sorgen, daß seine Kaufkraft durch die Lohnabbaukampagne und Verelendung der Landwirtschaft nicht weiter geschwächt wird. Die Regierung sollte dem englischen Beispiel (Abbau der Forderungen, Red.) folgen und durch Herabsetzung der industriellen Zölle dafür sorgen, daß überall dort, wo die Rationalisierung abgeschlossen ist, der frische Wind des Weltmarkts in die Stückfluß der Kartelle und Spindeln weht. Dann würden sie auch die Hände freikommen für eine der Landwirtschaft angemessene Handelspolitik. Die Industrie wird eines Tages aus ihrem Traum erwachen und die heute verpöbelte „Kaufkrafttheorie“ wird wieder zu Ehren kommen, wenn man einseht, daß auf die Dauer die Kaufkraft nicht von der Lohn- und gleichzeitig von der Preisseite her attackiert werden kann, ohne daß die ganze Wirtschaft darüber zugrunde geht. Es muß mir scheinen, daß die derzeitige Problemstellung in ihrer Grundlage falsch sei. Die heutige Wirtschaftslage ist nicht geeignet, einen Kampf um Leben und Tod auszutragen, sondern muß auf Ausgleich, auf Abmilderung der Gegensätze eingestellt sein. Die Parole „Kampf gegen den Marxismus“ enthält viel uneingestandene Selbstsucht und ist nicht frei von gefühlsmäßiger Einstellung, die man etwa „Klassenkampf von oben“ nennen könnte.“

Wir wissen, daß Stimmen wie die des Gutsbesitzers Squenz nicht ganz so selten sind. Die Landwirtschaft wird es bald merken, welches Unheil die einseitige Lohnabbaukampagne unserer Industrieprominenten anrichtet. Richtig ist auch die Bemerkung, daß der „Kampf gegen den Marxismus“ ein Klassenkampf von oben, d. h. ein wirtschaftlicher Interessentkampf und Raubzug auf die Taschen der breiten Bevölkerung ist. Das weiß der Gutsbesitzer Squenz, aber die Hunderttausende, die den nationalsozialistischen Schartaten nachlaufen, haben es bis jetzt noch nicht gemerkt.

Kohlenabsatz um 20 Proz. gestiegen!

Der Dezemberbericht der preussischen Industrie- und Handelskammern und des Deutschen Handwerks- und Gewerbeländerverbandes kann weder in der Weltwirtschaft noch in der Wirtschaft Deutschlands Anzeichen einer Besserung feststellen. Aber eine Ausnahme ist doch festzustellen: der deutsche Kohlenabsatz ist im Dezember gegenüber dem Vormonat gestiegen. Die arbeitstägliche Kohlenförderung hob sich von 336 800 auf 348 500 Tonnen, der arbeitstägliche Absatz des Kohlenhandels von 206 200 auf 242 300 Tonnen. Diese „durch den Preisabbau bedingte“ Belebung des Absatzes scheint uns nicht „klein“, sondern recht beachtlich zu sein, bezuglich doch nahezu 20 Proz. Hier ist also prompt das eingetreten, was wir stets vorausgelagt haben: die (mit 6 Proz. recht geringe) Preisentzug hat eine merkbare Absatzbelebung zur Folge gehabt. Wie lange noch soll die deutsche Wirtschaft auf die Eisenpreisentzug warten?

Bank für Deutsche Beamte — Liquidation oder Konkurs? Die Liquidation der Bank für Deutsche Beamte e. B. m. b. H. l. U. stößt auf Schwierigkeiten. Die Genossen haben sich zu einem Genossen-Schutzverband zusammenschlossen und weigern sich, die Rückzahlung von 80 M. auf ihre Anteile zu leisten. Es schreibt eine Reihe von Prozessen, die bis zum Reichsgericht von beiden Seiten durchgekämpft werden, in denen es darum geht, ob die Beschlüsse der Vertreterversammlung (zuständig wäre die Generalversammlung) richtig sind oder nicht. Erklärt das Reichsgericht die Richtigkeit, dann brauchen zwar die Genossen nicht die 80 M. zu zahlen, dann aber wird die Durchführung des Vergleichs unmöglich und der Konkurs nicht zu vermeiden sein. In der Abwicklung des Konkurses würden die Genossen mit einer Haftsomme von 50 M. in Anspruch genommen werden. Aktivist sind diese Forderungen, die nominell 6 Mill. Mark ausmachen, mit 24 Mill. Mark. Je länger die Abwicklung dauert, desto unklarer wird dieser Posten: schon jetzt sind etwa 1000 Genossen über 7 Proz. der Gesamtzahl nicht mehr festzustellen. Bekanntlich haben Bilderkäufe bei den Genossen dieser Beamtenbank eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Die einstweilige Verfügung, die gegen die Beschlüsse dieser Bilder erwirkt war, ist jetzt aufgehoben worden; die Bilder sollen im Kunsthandel verkauft werden.

Max Dortu: Die Insel Robinson

Ein Seglerstück

Frei-Will: allen Freunden in der Heimat! Da wären wir nun auf der Robinson-Insel — wir Weltensieger, an Bord des „Sampo“, an Bord des „Blitz“, beheimatet in Triest: auf Reisen rings um die Erde.

Robinson-Insel, wie die liegt? Einsam in der Südsee, im chilenischen Ozean, 670 Kilometer von Valparaiso — das wäre so weit wie von Hamburg nach London. Die Robinson-Insel heißt in der Lokalsprache: Mas-a-tierra, auf deutsch: Mehr denn Lande zu! Im Westen liegt noch 'ne Schwesterinsel: Mas-a-suera: Insel mehr draußen! Und dann ist noch 'ne ganz kleine Insel da: Santa Clara, nicht viel größer als ein Möwenet. Alle drei Inseln heißen die Solas Juan Fernandez — nach ihrem Entdecker: dem Senor Abenteuerer Juan, der sie auf einer spanischen Karavelle ums Jahr 1572 entdeckte. Im 16. und 17. Jahrhundert wehte auf den Fernandez-Inseln die rote Seeräubersflagge — Flibustierschiffe, schnell fahrende schnelle Segler — hatten hier ihre Schiffsplätze: hierher brachten die Flibustier die geraubten Frauen: braune und weiße und schwarze. Die Fernandez-Inseln waren Raub-, Sauf- und Liebesinseln!

Mas-a-tierra, der schottische Seemann Alexander Selkirk lebte hier einsam von Anno 1706—1710. Sein Leben hat der englische Dichter Defoe vergoldet — als Robinson romantisch gestaltet. Von der ganzen Romantik des Robinson leben auf Mas-a-tierra nur noch einige hundert verwilderte Ziegen. Die heutigen Bewohner von Mas-a-tierra sind alles andere — nur nicht romantisch veranlagt: sie kämpfen einen bitteren Kampf mit der See — Fischer sind sie: hart und schweigsam und misstrauisch — ihre Sprache ist ein alter spanischer Dialekt, Leberbleiweiß aus der spanischen Conquistadorenzeit.

Wie groß die Robinson-Insel ist? So groß wie Egit — genau so groß: Egit hat 96 Quadratkilometer Flächeninhalt — und die Robinson-Insel hat 93 Quadratkilometer. Egit zählt 5000 Bewohner — und Mas-a-tierra hat 300 Einwohner — das ist 'n Unterschied, gelöst? Kürzlich hat die Robinson-Insel noch 'nen Bürger bekommen — erschreckt nicht: unsere Kameradin — unser Bordmädchen Lucia, die hat 'n Kind gekriegt! Dgottogottogott: herrlich, herrlich! 'n Kind, die Lucia? Wer ist denn der Vater? Der Vater ist unser Capitano, Genosse Bortolo, Kommandant des „Sampo“, der „Blitz“ jagt um die Welt!

Nun erzählt doch mal — wie ging denn das zu mit dem Kind — und was sagt denn die blonde Gretel dazu — und was denkt Rani und Spitzbart drüber? — Caracho, was soll'n die drüber denken: die freuen sich natürlich — ein junges Menschenleben ist immer wie 'ne aufgeflossene Sternschnuppe: das Glück steigt dir vom Himmel herab — halte mal immer die Hände auf, dann fängste auch bald das Glück — Liebe weht über alle Meere.

Na, ich will mal erzählen: Alles haargenau! Von Panama aus kreuzten wir immer Kurs Süd — weit ab vom Land — kein Segel, kein Rauch, keine Röhre — wochenlang nur fliegende Fische um uns. Draußen, mußten wir: da liegt Land Peru — aber unser Ziel war Robinson-Insel: und unsere Ziele erreichen wir immer — die Mannschaft vom „Blitz“ hat einen eisernen Willen. Immer gegen den harten Wind an — gegen den Südpassat — und gegen Strom auch noch — rauschend stand der Perustrom gegen uns — wir kamen nur langsam vorwärts. Es war einträglich an Bord. Dann aber ward es zweiträglich: eines Abends erklärten uns Bortolo und Lucia, daß sie sich verloben wollten — wir ändern, wir waren wie aus dem Wasser gezogen: vor Lebererregung — Verlobung auf dem „Sampo“? Womit sollen wir das denn feiern? Keinen Wein, keinen Whisky und keinen Brandy an Bord — womit sollen wir das prosten? Billeicht mit dem warmen süßen Tankwasser? Aber wir haben doch gefeiert — wir haben 'nen starken schwarzen Tee gekocht — 'ne Büchse Jungengurout machten wir auf: leider war sie faul — marsch: über Bord damit! Gretel wußte Rat: sie bucht Pfannkuchen — dazu gab es Orangengelee — und den starken Tee dabei — für die Damen Zigaretten — und für uns Männer Zigarren — jedem drei. Lange saßen wir in dieser Nacht auf Deck — die Sterne spritzten Feuerwerk — die See sang an Bug und Heck rauschende Sirenenlieder — und wir änderten, wir sangen europäische Heimatlieder: Barcarole und Serenaten und deutsche Volkslieder: italienisch und deutsch immer schön mischmisch. Um ein Uhr wurden wir dreie müde — das Brautpaar aber blieb

munter, Bortolo hatte Steuerwache — und seine schwarzhaarige Lucia blieb bei ihm: seine Segelmannin: hier die Schot!

Schau — um was kom denn? Dann kamen Wochen auf Wochen — alle gleich leer, wir kriegten große Sehnsucht auf Land — sollen wir auf Chile rüber halten: auf Iquique oder auf Antofagasta — wollt ihr, sollen wir? No Signore — sempre avanti: Holo Fernandez!

An Deck: ahoi — Land vorneaus! Ach, die Herzen klopfen uns höher: wir umarmten uns alle — da vorne steigt es braun und hoch auf: Insel Robinson! Mitten im chilenischen Ozean. Wo landen wir? In der Bai San Juan Bautista — im Hafen des Johannes: Johannes des Täufers. Die Bai — im Norden der Insel, geschützt vor den schweren Südtürmen. Im Hafen liegen zwei oder drei Rahensegler, am Großmast die freundliche wechrote Flagge, mit dem blaßblauen Stern: Freistaat Chile! Wir klappten mit unserer roten Sozialistenflagge — unser „Blitz“ warf Anker. Hafen Robinson.

Lucia und Bortolo erklärten uns ganz energisch: hier machen wir zwei Hochzeit! Ba bene. All right. Gut also. Wir nehmen Quartier an Land — in der „Stadt“: etwa hundert arme Fischerhäuschen sind die Stadt San Juan. Es ist auch ein solides feines Haus da — hier wohnt der Gouverneur, der Staatsbeamte der chilenischen Provinz Valparaiso. Staatsamt und Standesamt: beides vermalet der Gouverneur. Er war sehr höflich und gefällig, der Sior Jao Panorum: er reichte uns Brautzeugen mit einer tiefen Verbeugung die rote Feder, mit roter Tinte schrieben wir den Kontrakt. Bortolo und Lucia sind Eheleute! Nach vierzehn Tagen schrieben wir nochmal was beim Sior Jao Panorum, wieder mit roter Tinte — diesmal waren wir Geburtszeugen: ein kräftiger junger Seemann ist da, das Kind von Lucia und Bortolo — er heißt: Robinson Blitz! Er soll dereinst die Welt durchlaufen wie ein rotes Gewitter: Freiheit allen Segeln der Welt!

Wir haben der Lucia auch was zur Hochzeit geschenkt — ein Hündchen, Biba heißt sie: ein Konstrum aus sechs verschiedenen Rassen, eine Hündin: nicht Pudsel und nicht Spitz, nicht Affe und nicht Papagei — aber unsere Biba hat treue braune Augen: gerade solche Augen wie unser liebes Hündchen Albaturo sie hatte: der istriantisch: Jottelphig, den uns die wilde Karibische See in einer Orkannaacht von Deck riß.

Nun noch was von unserer Insel. Das Klima ist hier wie auf Madeira: mild und feucht — Insel Robinson liegt auf dem gleichen Breitengrad wie Madaira und Marokko: nur südlich des Äquators. Die Insel ist vulkanisch — einst von mächtigen Titanen Händen aus der See herausgehoben. Die Titanen der Unterwelt wollten Freilustarbeit machen — sie hämmern immer noch: jede Nacht, droben am laufenden Weiler hohen Amboberg: am Cerro del Junque — wie Funken spritzen die Sterne — der schwere Südpassat donnert um Mas-a-tierra, die Insel zittert im Sturm! Wir schlafen wohligh in der gemieteten Fischerhütte — auf einmal wachen wir auf: erschreckt — was ist denn los — mordsjämmerlich schreit unser kleiner Robinson: Lucia, gib ihm doch Futter!

Tagsüber machen wir Ausflüge: durch die Schluchten bergauf. Durch Urwald bahnen wir uns mühsam vor. Ei, da meine Güte: was gibt es dahier für Pflanzen: so was kennen wir ja gar nicht, derlei Pflanzen haben wir noch nie gesehen — Pflanzen, wie aus einer Urwelt: halb Schachtelbaum, halb Rosenkorn — diese Insel hat ihre besondere Flora. Große Käfer in Bernstein und Gold — nachts, wenn sie fliegen, tragen sie grüne Laternen. Wie 's duftet, die Blüten von irgendwo: Duft wie Banille!

Wir fahren auch mit den Fischerbooten auf die roten Klippen und Schären hinaus — da fangen wir Langostas: eine Hummerart — gefotten: geben die 'ne gute Krebsuppe, wir tuen Veperoni und Reis dran. Was wir trinken? Robinsonwein — er ist tintig und süß, er schmeckt ein ganz bißchen nach Schweiß — vulkanisch. So — das war unser Bericht. Und nun proviantieren wir

unseren Sportkutter gut ein — vor allem viel Trinkwasser — und getrocknete Nahrungsmittel und Feigen in Basktörben. Wir haben 'ne weite Tour vor uns — Wir fahren quer durch die Südsee nach Samoa. Wenn wir gut hinkommen: dann schreiben wir euch mal wieder. Schreiben wir nicht — dann sind wir tot, dann hat Vater Neptun uns alle sechs in sein rotes Korallenloch hinabgezogen — wer weiß, wie 's wird? Niemand weiß das.

recht, umgeben von schmelzenden Bäumen. Dort ist der Markt, und um ihn herum alte Häuser, die in dieser Nacht mit dem Schein unabhäuser Bornehmheit umgeben sind. „Obdachlosenfahrt“ steht an dem einen, „Polizeiwache“ an dem anderen Eingang. Etwas weiter ein Denkmal.

Der Mond wird auch müde. Wolken umhüllen sein mildes Lächeln. Laternenlicht zaubert groteske Schatten. Das alles ist wie ein großes Wunder, denn schon eine Viertelstunde später hat die Strahlenbahn die Grenze der kleinen Stadt weit hinter sich gelassen. Ist im Bereich des nachbarlichen Riesen, der klingenden, der leuchtenden, der hastenden Weißstadt. Dort gibt es keinen Schlaf und keine Stille. Hier kann der Mond nicht mehr verweilen, hier packt ihn die jagende Haft, hier geht sein Glanz unter in den stutenden Wellen der Lichtreflexe und der zahllosen elektrischen Lampen. Um so größer ist das Wunder der nächtlichen Kleinstadt, die zu Füßen dieses ewig wachen Riesen schläft. . . .

Alexander von Sachter-Masoch: Der graue Vogel

Von der Welt trennte ihn das große Biered des Dachfensters über seinem Kopf. Zwei Scheiben waren zerplittert. Es war Winter. An den Deckungen strich grauer Dunst vorüber. Jemand hinter den dicken Konturen der Stadt spannte die Dämmerung, ein großer Vogel, ihre Schwingen aus und kam näher. Die Scheiben erblindeten davon. Seine Nahrung seit drei Tagen waren Gedanken. Er erzeugte sie selbst und verbrauchte sie dann gewissenhaft. „So habe ich mich redlich aus mir selbst ernährt“, dachte er gerade abschließend und schloß die Augen. . . . Wenn wir in wachem Zustand in einen dunklen Raum treten, sind unsere Sinne geschärft für Geräusche. Und so hört jetzt er, der durch das einfache Klappen seiner Augendeckel alle Lichter der Welt für sich selbst souverän verlichtet hatte, die Geräusche der Stadt, die aus der großen Tiefe sonst nur schwach zu ihm heraufdrangen. Den Rest des Larms verjagte die Gewöhnung. So gerpflückte er wie ein Gott, der, das All durchdringend, überall beheimatet ist, den tausendfältigen Larms Vieles verstärkte er in sich und ließ es immer wieder und wieder erklingen. „Das sind die Räder“, dachte er, „die ich aus meiner Kindheit kenne“. Und es fielen ihm Sinnsprüche ein, wie „Die Zeit rollt wie ein Rad durch das All“ oder „Du wirfst unter die Räder kommen, wenn du so weiter machst, mein Junge!“ Das waren die Worte des Vaters. Er freut griff er nach neuer Nahrung. Einmal ging er vor langer Zeit in einer anderen, kleineren Stadt neben dem Vater in die Dämmerung hinein. Ein großer und ein kleiner Mann auf dem Heimweg in eifrigem Gespräch. Denn er reichte dem Vater damals kaum bis an die Hüfte. Da sah er dieses Bild zum erstenmal. Einmal blieb er stehen und zeigte auf die Stadt, die näher kam, und hinter die verstreut aufblühenden, ersten Lichter in die Ferne, wo die Kette der Berge verblähte:

„Was ist das für ein großer, grauer Vogel hinter der Stadt?“ „Das ist die Dämmerung“, sagte der Vater und sah ihn bestimmt an.

„Kein Beruf, der seinen Mann ernährt, Gedanken aufzuschreiben oder Gefühle.“ Er war ein gutes Stück gewachsen und kam einmal in jene Stadt heim. Ziemlich abgerissen und verlottert. Sie führten keine langen Gespräche mehr. Denn er war durch die kleine Tür einer hohen Mauer eingetreten in eine andere Welt, und als er sich umblühte, konnte er den Vater und die anderen nicht mehr sehen. Und es stimmte, daß er immer mehr unter die Räder kam. Die Räder stießen ihn blutig, öffneten viele Wunden an seinem Körper, und durch die Wunden drang ein fremdes, seltsames Leben in ihn ein, stark schmerzhaft, ohne daß er dafür konnte. Lange Zeit wollte er überhaupt nicht.

Hier brach die Gedankenfete ab. „So könnte man seine Biographie beginnen“, sagte er, die Augen öffnend. Das Biered des Fensters war verschwunden, die Dunkelheit herrschte. Als er aufstand, um einen Gang durch die Stadt anzutreten, kam er sich wie ein geprellter Betrüger vor. Denn in der rechten Rocktasche spürte er die Zehnpfennigmünze, um die es an jenem Nachmittage gegangen war. Ein heftiger Kampf war ausgefochten worden, denn im Dachraum, den man, wenn man Lust hatte, auch hochtrabend „Atelier“ nennen konnte, befand sich ein Gasautomat — Gas für zehn Pfennige reichte zwar nicht zu einem soliden Selbstmord, aber es war angenehm, diese verlockende Möglichkeit, die man aus kurzen Zeitungsnotizen kannte, vor Augen zu haben. Andererseits konnte man für zehn Pfennige drei Brötchen kaufen. Jetzt war auch das vorbei, denn die Wäden schlössen ein sieben. Gedanken- nahrung füllte den Magen nur mangelhaft. „Wir gehen aus“, sagte er zu seinem schabigen Leberzieher, während er ihn anzog. Auf den Straßen herrschte ungewöhnlich reges Leben, die Gegend der Gedächtnisstraße war hell erleuchtet, die Kaffees, Bars und Tanzlokale waren bis auf den letzten Platz besetzt und er begegnete auf seinem Weg zum nahe gelegenen Künstlerlokal etwa zwanzig Betrunkene. Raketen und Feuerwerk flogen durch die Luft. Im kleinen Lokal war die Stimmung weit fortgeschritten. Er geriet mitten in eine Gesellschaft unbekannter Leute, die seine traurige Gestalt mit großem Hallo begrüßten und ihn sofort in ihre Mitte luden. Viele Getränke unbestimmbarer Natur rannen während der nächsten zwei Stunden durch seine Kehle und sein ausgehungertes Magen reagierte prompt auf den Wink des Alkohols. Um zwölf Uhr wurde er darüber aufgeklärt, daß alle sorben über die ausgegetene Schwelle des alten hinüberstiegen in ein neues Jahr, und er freute sich kindisch darüber, dieser Zeitspanne, die ihm viel Hunger und Entbehrung gebracht hatte, mit heiler Haut entronnen zu sein. Später teilte sich die im Lokal anwesende Gesellschaft in zwei Gruppen, die verschiedenen radikalen politischen Richtungen angehörten und eröffneten die Feindschaft. Einige Fensterheben und Spiegel wurden zertrümmert. Gegen drei Uhr morgens befand er sich am Arm einer jungen Dame, die Hilde oder ähnlich hieß und gerade über sein possendes Nachtlösges verfügte, auf dem Heimweg. Er berichtete überschwänglich von seiner prachtvollen Wohnung. Die junge Dame hatte zwei Stullen in ihrem Handtäschchen, die noch im Treppentur unter großem Lärm und Gepolter verzehrt wurden. Oben angelangt, kamen sie nicht in die Verlegenheit, Licht zu machen, denn die Leitung war infolge chronischen Richtbezahlers der Lichtrechnung schon seit langem gesperrt. Es herrschte empfindliche Kälte im Raum, aber da es keinen Ofen gab, sparten sie die Wärme, Feuer zu machen. Als er sich im Dunkeln neben die neu gewonnene Gefährtin unter die einzige Decke legte, die er besaß, wunderte er sich über die Leere des Zimmers. Und nach einer Weile, als bereits vollkommene Stille herrschte und nur die Fugen des Dachgebälks leise im Wind knarrien, der durch die zerbrochenen Fensterheben strich, fuhr er noch einmal auf und sagte laut in das Schweigen:

„Die Gedanken sind fort, ich bin hungrig!“

Aber niemand antwortete ihm.

Durch Trockenlegung der durch Sturmfluten entstandenen Meerbusen in den Niederlanden haben die Holländer im Laufe der Zeit ein Gebiet im Umfange von 3600 Quadratkilometer dem Meer zurückgewonnen. Dieses ist eine Fläche, die etwa dem Areal von Braunschweig gleichkommt.

Willy Möbus: Kleinstadt vor den Toren

Nächtlicher Gang durch Teltow

Der Mond steht in einem hellen Kreis von Wolken, von Blau und Grau. Durch einen Schleier fällt sein Glanz auf unsere Welt. Er geht mit uns durch die Straßen der kleinen Stadt, durch diese seltsamen, leeren, breiten Straßen. Er leuchtet heller als die Flammen der Laternen, die in dieser Nacht eigentlich schlafen könnten. Dann wäre der Zauber vollendet, der Zauber einer unbegreiflichen Stille eines seltsamen Ausruhens.

Da stehen Häuser, wie man sie auf alten Stahlstichen und Kupfern sieht. Steif, glatt, mit Fenstern, die so geradezu in die lahle Front hineingebrochen wurden, vieredig, ohne jeden Lebergang. Niedrig sind diese Häuser, sie ducken sich am Tage unter den Strahlen der Sonne, in der Nacht lastet das Mondlicht auf ihnen. Selbst der Sternenglanz reicht sie nicht zum Himmel empor. Sie vertrieben sich vor den fallenden Flocken des Winters, sie frieren, wenn der Regen fällt. Breit aber führen Treppen zu vielen Häusern empor. Schmiede gaben ihnen kunstlose Geländer. Ihre Stufen sind ausgetreten von zahllosen Tritten. Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte sind über sie hinweggeschritten, haben den Stein geweht, gehöhlt, geschliffen. Sie tragen die Zeichen der Zeit. Diese Treppenschiffe zeigen auch in der Nacht, daß die kleine Stadt nicht tot ist, daß Menschen in ihr wirken und nicht nur hinter verschlossenen Türen und Fenstern geheimnisvoll verborgen sind.

Das ist eine jener Städte, die Andersen kannte, als er dem Monde gebot, ihm seine Geschichten zu erzählen. Andersen war ein kluger Mann. Er wußte, daß der Mond viele Geschichten kannte, er wußte, daß ein Dichter mit dem Monde Freundschaft halten soll. Der Mond sieht unendlich viel, dieser Mond, der mit uns gemächlich durch die Straßen gleitet, der stehenbleibt, wenn wir verweilen, der Zeit hat, wenn wir sie haben, der mit uns eilt, wenn uns die Hast ergreift.

Aus einer schmalen, langen Fensterspalte fällt ein zarter Lichtstrahl auf die von nächtlichem Glanz erfüllte Straße. Der Mond schaut durch ein Gewirr von gestrichelten Vorhängen durch diesen Spalt in eine kleine Stube. Da steht ein Tisch. Großmutter sitzt einsam, die Beine auf der Kufe, Großmutter liest. Vor ihr ein kleines

Buch. Ihre Lippen bewegen sich. Großmutter denkt wohl an den Mond der Vergangenheit. Sie sieht nicht die Gegenwart. Viele Jahre ist sie über die Straßen der kleinen Stadt gewandert und hat sich gewundert, wie die Weltstadt von Norden her immer näher und näher kam, wie sie ihre Böden: Eisenbahn, Straßenbahn und Autobus, herüberschickte. Gottlob, die Eisenbahn liegt noch einige Kilometer weit vor der Stadt, Straßenbahn und Autobus fahren nur durch wenige Straßen. Aber dicht daneben lebt noch die Vergangenheit mit stillen Gassen, kleinen Häusern und engen Gängen. Da gibt es auch noch breite Eingangstore mit starken, gemauerten Pfeilern und schweren eichenen Flügeln. Auf den Höfen sind noch wie einst die Holzstöße gestapelt, die der winterrischen Kälte gepirkt werden. Da sind auch noch die kleinen Hütten für die Hunde, die wachsam auf sanften Füßen schliefen. Zuweilen bellten sie den Mond an, denn gegen jede Neugier sind sie mit starkem Mißtrauen erfüllt.

Großmutter nickt, ihr Kinn senkt sich herab, ihre Augen sind müde vom Lesen und vom Schauen vergangener Dinge. Leise, leise, Großmutter will schlafen. Hauchstill gleitet der Mond davon.

Der Duft einer Laverne liegt über der Straße. Aus einer winzigen, dicht verschlossenen Glastüre dringt Stimmgewirr. Nicht laut, nicht deutlich. Die Luft der kleinen Stube ist scheinlich mit Müdigkeit gefüllt. Der Geruch von Bier und Schnaps zieht in breiten Schwaden dahin. Auch das gehört zu der kleinen Stadt. So haben es die Großväter gehalten, so ist es geblieben bis heute. Gut, daß die Glastüre so klein ist. . . .

Und dann wieder dunkle Fenster, aber aus einem Gassenfenster leuchten die Kerzen eines Weihnachtsbaumes und Kinderstimmen singen etwas von einer stillen Nacht. Der Mond bleibt stehen und horcht. Aber der Gesang verflingt, die Lichter löschen aus, eines nach dem anderen. Nun ist alles wieder still und stumm.

Aus der Ferne klingt der helle Pfiff einer Lokomotive, zuweilen hört man den dunklen Ruf des Autos, den grellen Klingelklang einer Straßenbahn. Aber das ist irgendwo da draußen. Hier ist Verlassenheit, da steht die Kirche, die ihren Turm dem Monde entgegen-